

MAGAZIN

DER HEINRICH-HEINE-UNIVERSITÄT DÜSSELDORF



WIE UND WO LEBTEN DIE ERSTEN ZELLEN?

Bahnbrechende Studie zur Evolutionsbiologie

► **SCHWERPUNKTTHEMA**
„70 JAHRE NRW“:
Facetten einer glücklichen
Zwangsheirat

► **HEINE-GASTPROFESSOR**
ULRICH WICKERT:
Aufklärung als Aufgabe
des Journalismus

► **VON DÜSSELDORF**
NACH STOCKHOLM:
Woran scheiterte eine
Nobelpreisnominierung?

Für dich ist es ein Stich und 45 Minuten deiner Lebenszeit. Für jemand anderen kann es die Entscheidung zwischen Leben oder Sterben sein. Denn: Dein Blut bedeutet Leben. Nicht nur für dich. Durch eine Blutspende kannst du ein Leben retten. Oder mehrere. Das Blutspenden schadet dir nicht. Im Gegenteil: Regelmäßiges Blutspenden regt das Knochenmark zur Blutbildung an,

EIN STICH FÜR EIN LEBEN

Geh' Blut spenden!

so dass sich innerhalb kurzer Zeit die Blutzellen erneuern. Blut zu spenden, ist „Jogging für's Knochenmark“. Zwei Drittel der Menschen in Deutschland brauchen ein Mal im Leben eine Blutspende oder Produkte, die aus einer Blutspende gewonnen werden. Schau dich um. Es könnte jeden treffen. Auch dich. Deshalb: Heute noch informieren! Und morgen Blut spenden.

**Blutspendezentrale
Universitätsklinikum Düsseldorf**

Mehr Infos:

Telefon 0211 81-18575/Blutspendezentrale@med.uni-duesseldorf.de

...oder einfach vorbei kommen:

Mo + Mi 08.00–13.00 Uhr, Di + Do 07.00–19.00 Uhr und Fr 07.00–12.00 Uhr
Geb. 12.41 (Chirurgie, Erdgeschoß)

Editorial

*Lila Lila,
Lila Lila!*



„Es ist furchtbar – aber es geht!“ So nannten der bekennende, praktizierende Rheinländer Jürgen Becker (in Köln geboren) und der staubtrockene Westfale Rüdiger Hoffmann (Geburtsort Paderborn) 1997 ihr gemeinsames Kabarett-Programm, in dem es um das Miteinander und Gegeneinander der beiden Volksstämme ging.

Kann eine Zwangsehe glücklich sein? Als die britische Besatzungsmacht 1946 die alte preußische Rheinprovinz und die Provinz Westfalen in der „Operation Marriage“ zu einem Land zusammenlegte, gab es eine Menge Skeptiker. Hatte diese verordnete Hochzeit eine Zukunft? 70 Jahre danach feierte das größte Bundesland das Jubiläum, selbstbewusst und längst mit einem ureigenen „Wir in NRW-Gefühl“. Um 70 Jahre NRW geht es auch in einem Special dieses Magazins. Beiträge aus allen Fakultäten beleuchten die verschiedensten Aspekte zur Geschichte des Landes. Gibt es eine NRW-Literatur? Wie haben sich die Biotechnologie, die Landesverfassung, die Wirtschaft entwickelt?

Und dann natürlich die Titelgeschichte. Der Düsseldorfer Evolutionsbiologe Prof. Dr. William Martin und sein Team veröffentlichten in einer Fachzeitschrift ein Paper, das weltweit für ein ganz außergewöhnliches Medienecho sorgte. Leitfrage: Wie und wo lebten die ersten Zellen? Entstand das Leben in Hydrothermalquellen der Tiefsee? Mehr dazu auf den nächsten Seiten, der Artikel wird ergänzt durch ein Interview.

Natürlich berichten wir auch wieder Neues aus den Fakultäten. In den Geisteswissenschaften entstand eine Studie über Hochzeitsbräuche in Japan – die noch gar nicht so alt und traditionell sind – und ein Sozialwissenschaftler befasste sich mit der Rolle der Lüge in der Politik. Erinnern Sie sich noch an Walter Ulbricht und seine Aussage vom Juni 1961, dass niemand die Absicht habe, eine Mauer durch Berlin zu bauen? Kurze Zeit später stand sie.

Aus der Medizin stellen wir unter anderem das Kinder-Palliativteam „Sternenboot“ vor, das junge Patienten versorgt und auf ihrem letzten Weg begleitet. Es sind bis zu 100 pro Jahr, das Team betreut sie in einem Umkreis von 120 Kilometern, von der holländischen Grenze bis ins Bergische Land.

In der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät berichten wir über ein verblüffendes Projekt: Kann Abwasser als Quelle für neue Biotechnologie dienen?

Bei den Juristen gab es ein Jubiläum zu feiern: zehn Jahre Institut für Parteienrecht. Und eine Antrittsvorlesung hatte ein ganz aktuelles Thema: das Pariser Klimaschutzabkommen. Aus den Wirtschaftswissenschaften stellen wir Ihnen einen neuen Ansatz in der Verbraucherpolitik vor: das „Nudging“, was im Englischen so viel wie „anstoßen, schubsen“ bedeutet. Was mag sich da hinter verbergen?

In der Rubrik „Internationales“ berichten wir Ihnen von einer gerade geschlossenen, weitreichenden Kooperationsvereinbarung mit der Universität von Tel Aviv und einem Austauschprogramm mit einer israelischen Law School, die von einem Düsseldorfer Geschäftsmann gesponsert wird. Den Austausch gibt es mittlerweile seit zwanzig Jahren, er ist sehr erfolgreich.

Habe ich Sie neugierig gemacht?

Rolf Willhardt

Rolf Willhardt
Redaktionsleiter

TITEL

SEITE 32 – 37

32 Wie und wo lebten die ersten Zellen? ▶

36 Interview: „Wir haben LUCA
ein Gesicht gegeben!“Der Düsseldorfer
Evolutionbiologe Prof. Dr.
William Martin erforscht den
Ursprung des Lebens

Foto: Silvia Reimann

CAMPUS & INTERNATIONALES & THEMEN-SPECIAL

SEITE 06 – 31

Campus ▶

- 06 Heine-Gastprofessor 2016: Ulrich Wickert
- 08 Startschuss für neues DIID
- 09 Erstes Alumni-Forum fand große Zustimmung
- 09 Hochschulratsvorsitzende zu Gast in der HHU
- 10 ZSL: „Fächerübergreifende Zusammenarbeit
in der modernen Wissenschaft“

Israelbesuch:
Kooperationsvertrag mit
der Universität Tel Aviv

Foto: privat

Internationales

- 12 Alumniveranstaltung „European Studies“
- 13 Stipendiatentreffen des DAAD in Düsseldorf
- 14 Kooperation mit der Moe Radzyner Law School
- 16 Partnerschaft mit Israels Elite-Universität
- 19 Ist die Lichtatmung klimaabhängig?
- 20 Zusammenarbeit mit der Doshisha Universität
wird intensiviert/Ausgestaltung akademischer
Karrierewege

Themen-Special „70 Jahre NRW“ ▶

- 21 70 Jahre NRW: HHU-Programm im HdU
- 22 Biotechnologie: „Die Industrie war zunächst skeptisch“
- 24 Verfassungsrecht: „Am Anfang stand die Ohnmacht“
- 26 Zeitgeschichte der Medizin
- 28 NRW-Literatur: Die „Auferstehung der Kultur“
- 30 Wirtschaft: Von der Kohle zur Kreativität?

70 Jahre NRW:
Vom Grubengold zur
Kreativität

Foto: istockphoto.com – aeio

FAKULTÄTEN

SEITE 38 – 70

Philosophische Fakultät

- 38 Japan: Die shintoistische Hochzeit
- 40 „Kunstvermittlung und Kulturmanagement“

FAKULTÄTEN

SEITE 38 – 70



Foto: flickr.com – James Song

◀ Studie über japanische Hochzeitsbräuche

- 41 „art research“ erhält Gründungsförderung
- 42 Studierende kuratierten ein Sonderprogramm in Oberhausen
- 44 Schwören für alle

Juristische Fakultät

- 48 Dissertationspreis 2015 verliehen
- 50 Jubiläumssymposium: 25 Jahre PRuF
- 51 Examensfeier: 144 Master- und zwei Diplomurkunden sowie etliche Preise
- 52 Eine neue Chance für den Klimaschutz
- 55 Prof. Dr. Lothar Michael neuer Dekan

Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät

- 56 Spitzennachwuchs in der Infektionsforschung
- 57 Wie kann man in die zelluläre Fettspeicherung eingreifen?
- 58 Abwasser als Quelle für neue Biomoleküle

Medizinische Fakultät

- 59 Teufelskreis der Thrombozyten
- 60 338 Millionen Euro für das UKD
- 61 Gefährliches Aortenaneurysma/Lasertherapie bei Nagelpilz
- 62 Von Düsseldorf nach Stockholm?
- 64 Uniklinik veröffentlichte jährliche Qualitätsdaten/Pädophilen-Beratung zieht Bilanz
- 65 Modellsystem für die Analyse der nicht-alkoholischen Fettleber
- 66 „Papa, gibt es im Himmel auch Toiletten?“

Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät

- 68 „Nudging“: Ein neuer Ansatz der Verbraucherpolitik?
- 70 Examensurkunden und Examenspreise



Foto: J. Bruce

◀ Nobelpreis: Warum bekam ein Düsseldorfer Professor keinen Nobelpreis?

PERSONALIA

SEITE 72 – 78

- 03 Editorial
- 71 Neuerscheinungen der d|u|p
- 79 Impressum

- 72 Edens-Preis 2015
- 73 Ehrensator Udo van Meeteren feierte 90. Geburtstag
- 74 Zsófia Gyarmathy erhielt drupa-Preis 2016
- 75 Prof. Dr. Roden erhielt Ehrendoktorwürde
- 76 Ernennungen: Prof. Dr. Heidhues, Prof. Dr. Meisenzahl-Lechner, Prof. Dr. Podszun
- 77 Historikertag: Prof. Dr. Schlotheuber neue Vorsitzende
- 78 Nachrufe: Prof. Dr. Klein, Prof. i.R. Dr. Grabitz
- 78 Ausschreibung: Forschungspreis 2017 der Dr. Günther- und Imme-Wille-Stiftung

„Aufklärung als nobelste Aufgabe des Journalismus“

Der Fernsehjournalist Ulrich Wickert war der Heine-Gastprofessor 2016



DIE HEINRICH-HEINE-GASTPROFESSUR

Aus Anlass der Namensgebung 1988 schenkte das Land NRW der Universität Düsseldorf die nach ihrem Namenspatron benannte Gastprofessur. Die bisherigen Trägerinnen und Träger waren seit 1991: Marcel Reich-Ranicki, Wolf Biermann, Richard von Weizsäcker, Avi Primor, Siegfried Lenz, Helmut Schmidt, Robert Gernhardt, Antje Vollmer, Emine Özdamar, Juli Zeh, Joschka Fischer, Dürs Grünbein, Karl Kardinal Lehmann.

Seit 1988 werden bekannte Wissenschaftler, Politiker und Publizisten, kritische Geister und Querdenker eingeladen, im Rahmen der Heinrich-Heine-Gastprofessur Stellung zu beziehen. Mit dieser Vorlesungsreihe komme die Universität ihrer gesellschaftlichen Verantwortung, Foren zu schaffen und intellektuelle Orientierung zu bieten, nach, so Rektorin Prof. Dr. Anja Steinbeck in ihrer Begrüßung des diesjährigen Heine-Gastprofessors: Fernsehjournalist Ulrich Wickert.

Der kündigte zwar direkt zu Beginn der Vorlesung am 27. Januar an, als „Handwerker“ zum Publikum zu sprechen, aber nur, um sofort zu Beginn die Grundlagen seines journalistischen Anspruches von Kant herzuleiten und „Aufklärung“ im Kant'schen Sinne als Maßstab für Journalismus zu definieren. Rektorin Prof. Dr. Anja Steinbeck hatte mit Wickert einen Gastprofessor begrüßt, der „wie kaum eine andere Person von seiner Branche für einen kritischen, engagierten und wahrheits-suchenden Journalismus steht.“ Dieser verwies unter anderem auf das Problem der Selbstzensur, das in der aktuellen politischen Situation immer wieder dazu führe, dass Fakten nicht komplett

berichtet würden. Er betonte: „Aufzuklären ist nun einmal eine der nobelsten Regeln unseres Handwerks. Dazu bedarf es der Vernunft. Und ich hoffe sehnächtig, dass wir immer wieder den Mut zur Vernunft finden.“

Trend zur Apokalypse

Wickert kritisierte in seiner ersten Vorlesung deutlich Versuche der politischen Einflussnahme auf die Berichterstattung in den Medien, zeigte am Beispiel des entlassenen ZDF-Chefredakteurs Nikolaus Brender, dass es auch in Deutschland immer wieder solche Versuche gibt. Die Bezeichnung der Medien als der „vierten Gewalt“ lehnte er allerdings ab: „Zum einen fehlt es den Medien an demokratischer Legitimation und Transparenz, zum zweiten wird der größte Anteil der Medien aus wirtschaftlichem und nicht aus demokratischem Interesse betrieben.“ Den „Trend zur Apokalypse“, die Tendenz, immer spektakulärere Meldungen auch einmal ungeprüft zu veröffentlichen, kritisierte Wickert scharf. Glaubwürdigkeit und Vertrauen standen im Zentrum von



Vita Ulrich Wickert

Ulrich Wickert wurde 1942 in Tokio geboren, sein Vater war dort Rundfunkattaché der Deutschen Botschaft. Einen Teil seiner Kindheit verbrachte er in Paris, wo der Vater bei der NATO beschäftigt war. In Bonn studierte Wickert Politikwissenschaft und Jura, das erste juristische Staatsexamen legte er 1968 ab, danach arbeitete er als freier Hörfunkautor. Von 1969 bis 1977 war er Redakteur des WDR-Polit-Magazins „Monitor“ und ging als ARD-Korrespondent nach Washington, 1978 hatte er eine Stelle im ARD-Frankreichstudio, 1981 übernahm er die Leitung des ARD-Studios in New York, 1984 die des Studios in Paris. 1991 folgte Wickert Hanns Joachim Friedrichs als „Erster Moderator“ der ARD-Nachrichtensendung „tagesthemen“ (bis 2006). Legendär seine stetig wiederkehrende Abmoderation „Ich wünsche Ihnen noch einen angenehmen Abend und eine geruhsame Nacht.“ „Mr. Tagesthemen“ ist Offizier der französischen Ehrenlegion. Er hat bislang 22 Bücher veröffentlicht, darunter auch Kriminalromane. Wickert ist in dritter Ehe verheiratet und hat vierjährige Zwillinge.

www.ulrichwickert.de



In der letzten Vorlesung am 27. April plauderte Wickert aus dem „Nähkästchen“, beschrieb, wie er trotz (oder wegen) seines juristischen Staatsexamens letztlich Journalist wurde, erzählte von den Anfängen mit Features fürs Radio, als Mitarbeiter bei dem ARD-Politikmagazin „Monitor“ und seiner Zeit als Auslandskorrespondent in Paris und New York, „die schönsten und reichsten Jahre meines journalistischen Lebens.“

Wickerts zweitem Besuch an der HHU am 13. April: zunächst bei einem Seminar mit 25 Studierenden der Medien- und Kommunikationswissenschaft zum Thema „Glaubwürdigkeit und Vertrauen. Aktuelle Herausforderungen des Journalismus“. Die Studierenden hatten zu Beginn des Seminars die „ARD-Tagesthemen“ auf Grund ihrer Seriosität, Objektivität und nüchternen Berichterstattung als höchst glaubwürdig eingestuft.

Gemeinsam mit Ulrich Wickert, für die meisten Studierenden nicht mehr aus eigener Anschauung als TV-Moderator bekannt, sondern bereits „eine Person der Zeitgeschichte“, wie Seminarleiterin Prof. Dr. Christiane Eilders erklärte, stellten sie Kriterien für vertrauenswürdigen Journalismus zusammen: seriöse Recherche, ein weltweites Korrespondentennetz und eine deutlich erkennbare Abtrennung der Kommentare von der Berichterstattung. Wickert betonte zudem: „Ich weiß auch mal etwas nicht, und dass das so ist, muss ich dem Zuschauer vermitteln. Journalisten sollten den Menschen erklären, wie Nachrichten entstehen.“ Darauf kam er auch in seiner letzten Vorlesung am 27. April zurück und verwies auf die Moderation nach den Anschlägen auf das World Trade Center in New York 2001. Hier wurde deutlich, wie viel Verantwortung der Moderator einer wichtigen Nachrichtensendung hat: „Der Zuschauer darf spüren, das derzeit keiner weiß, was wirklich wahr ist. Aber der Moderator soll auch Souveränität ausstrahlen und Ruhe. In der Not und im Sturm ist er der Anker.“ Anknüpfend an seinen ersten Vortrag, wies Wickert auf die Herausforderungen der journalistischen Arbeit hin: „Wir sehen mit welchen Schwierigkeiten der Journalist zu kämpfen

hat, will er aufklären und dem Leser, Hörer oder Zuschauer so viel Wissen vermitteln, damit der sich seines Verstands ohne Leitung eines Anderen bedienen kann.“

Die wichtigste Regel: die Menschenwürde achten

In diversen Beispielen aus seiner langjährigen Tätigkeit als Auslandskorrespondent und Moderator der „Tagesthemen“ belegte Wickert die tägliche Auseinandersetzung mit der Frage, ob grausame Bilder gesendet werden dürften. So gebe es immer wieder Bilder, die nicht nur die Würde des Gezeigten, sondern auch die der Zuschauer, die unvorbereitet mit einem grausamen Bild konfrontiert seien, verletze. Wickert betonte, dass die große Macht der Medien auch eine große Verantwortung von den Journalisten fordere: Die wichtigste Regel, die ein Journalist zu beachten habe, „liegt in der Forderung, die Menschenwürde zu achten.“

Deutlich wurde während der gesamten Vorlesungsreihe, wie wichtig Wickert Werte auch und gerade für die journalistische Arbeit einschätzt: „In der deutschen Gesellschaft beginnt in den Zeiten der Flüchtlingskrise wieder eine Sehnsucht nach Wertediskussionen. Was sind unsere Werte? Welches sind die wichtigsten? Werte entstehen und werden belebt durch die öffentliche Auseinandersetzung.“ Wickert forderte: „Wir müssen uns damit befassen, dass die moderne demokratische Gesellschaft sich eigene Denktabus eingerichtet hat.“

V. M.



Ulrich Wickert: „Medien: Macht & Verantwortung“, Hamburg, Hoffmann und Campe 2016, 157 Seiten, ISBN 978-3-455-50404-0, 16 Euro

Startschuss für neues Düsseldorfer Institut für Internet und Demokratie

Mit seiner feierlichen Eröffnung am 21. Juli 2016 in Schloss Mickeln, nimmt das neu gegründete Düsseldorfer Institut für Internet und Demokratie (DIID) offiziell seine Arbeit auf. Das Institut wird das Forschungsgebiet Internet und Demokratie in seiner Breite dauerhaft an der Heinrich-Heine-Universität verankern.

Sein Ziel ist es, die Potentiale des Internets für demokratische Innovationen in Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Wissenschaft und Zivilgesellschaft zu erforschen und zu entwickeln. Einen Schwerpunkt der Forschung bilden die neuen Formen der bürgerschaftlichen Teilhabe und politischen Kommunikation, die durch das Internet eröffnet werden, einschließlich der Gefahren ihres antidemokratischen Missbrauchs.

Rektorin Prof. Dr. Anja Steinbeck

betonte die Besonderheit des DIID: „Das Düsseldorfer Institut für Internet und Demokratie trägt in hohem Maße zur Schärfung des Profils der Heinrich-Heine-Universität als dialogorientierte Bürgeruniversität bei. Eine gesellschaftlich relevante Frage wird von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen verschiedener Disziplinen unter Einbeziehung von Kooperationspartnern aus der Praxis erforscht. Ich bin stolz auf die Gründung des Instituts und überzeugt, dass die dort gewonnenen Forschungsergebnisse für unsere Gesellschaft überaus relevant sein werden.“

Kontinuierlicher Wissenstransfer in die gesellschaftliche Praxis

Der Reiz dieser Institutsneugründung liege auch für das Land Nordrhein-Westfalen gerade und besonders in der Umsetzung der wissenschaftlichen Ergebnisse in die gesellschaftliche Praxis, bekräftigte Dr. Dietmar Möhler, Abteilungsleiter im Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung, nachdrücklich in seinem Grußwort. Die Brücke von der Grund-



Mit Redebeiträgen beim Festakt (v.l.n.r.): Prof. Dr. Martin Mauve, Rektorin Prof. Dr. Anja Steinbeck, Dr. Dietmar Möhler, Abteilungsleiter im NRW-Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung, sowie Prof. Dr. Michael Baumann

lagenforschung bis zur praktischen Anwendung in einem inter- und transdisziplinären Verbund sowie der kontinuierliche Wissenstransfer zu Akteuren aus der gesellschaftlichen Praxis wird das Profil des Instituts prägen. „Am Institut sollen die Chancen und Risiken der Digitalisierung für die Demokratie nicht nur erforscht werden, sondern es sollen auch wissenschaftlich fundierte Konzepte für digitale Innovationen entwickelt, in funktionsfähige Systeme umgesetzt und kontrolliert erprobt werden“, so Prof. Dr. Michael Baumann, designierter Sprecher des DIID. Externe Auftraggeber können Online-Beteiligungsprojekte von dem Institut wissenschaftlich evaluieren lassen.

Das Institut wird getragen von 19 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus der Betriebswirtschaftslehre, Informatik, Kommunikationswissenschaft, Philosophie, Politikwissenschaft, Rechtswissenschaft und Soziologie. In der Gründungsphase wird das Institut aus dem Zukunftsfonds des Wissenschaftsministeriums NRW großzügig gefördert. Hervorgegangen ist die Initiative aus dem erfolgreichen NRW-Fortschrittskolleg „Online-Partizipation“, an dem seit 2014 Doktorandinnen und Doktoranden internetgestützte Bürgerbeteiligung auf kommunalpolitischer Ebene untersuchen. C.G.

Foto: Jochen Müller

Erstes Alumni-Forum fand große Zustimmung

Vor fünf Jahren entschied sich das Rektorat der Heinrich-Heine-Universität, die Ehemaligenarbeit zu intensivieren und gründete das Alumni-Netzwerk. Zum fünfjährigen Bestehen lud die Alumni-Koordinationsstelle alle Ehemaligen zum „1. Alumni-Forum“ ins Haus der Universität.

Neben einem regen Austausch zwischen neuen und alten Alumni stand auch die Wissenschaft im Mittelpunkt. Prof. Dr. Guido Thieme (Neueste Geschichte, Foto) spannte in seinem Vortrag über

Austausch zwischen neuen und alten Alumni

die europäische Integration einen Bogen von den Regelungen zur Rheinschiffahrt, über die Gründung der EU bis hin zum Austrittsreferendum Großbritanniens. Im Anschluss stellte die Linguis-



Foto: Alexander Schneider

Gut besucht war das „1. Alumni-Forum“ am 23. September im Haus der Universität am Shadowplatz.

tin und Science-Slammerin Jasmin Pfeifer ihr Forschungsgebiet der „Kongenitalen Amusie“ vor (Unfähigkeit Rhythmen und Tonfolgen zu erkennen) und erntete hierfür viel Applaus. Auf Grund der vie-

len positiven Rückmeldungen wird es eine Fortsetzung der Veranstaltung, die von der Gesellschaft von Freunden und Förderern der HHU unterstützt wurde, im nächsten Jahr geben. R. P.

Hochschulratsvorsitzende zu Gast in der HHU

Foto: Wilfried Meyer



Die Konferenz der Vorsitzenden der Hochschulräte der Universitäten NRW (KVHU) am 18. März 2016 an der Heinrich-Heine-Universität. Zum 14. Mal trafen sich die Hochschulratsvorsitzenden zum Gedankenaustausch. Rektorin Prof. Dr.

Konferenz zum Austausch

Anja Steinbeck (vordere Reihe, 2. v.l.) und Kanzler Dr. Martin Goch (zweite Reihe, 1. v.r.) freuten sich gemeinsam mit der Vorsitzenden des Heinrich-Heine-Universität-Hochschulrates, Anne-José Paulsen (vordere Reihe, 3. v.l.), die KVHU bereits zum zweiten Mal in Düsseldorf begrüßen zu können. Red.

„Fächerübergreifende Zusammenarbeit in der modernen Wissenschaft“

Richtfest des Zentrums für Synthetische Lebenswissenschaften

VON SUSANNE DOPHEIDE

Gemeinsam mit den Staatssekretären des Bundesforschungsministeriums, Thomas Rachel MdB, und des Wissenschaftsministeriums des Landes NRW, Dr. Thomas Grünewald, feierten am 14. Oktober die Rektorin Prof.

Dr. Anja Steinbeck, der Vorstandsvorsitzende der Uniklinik Prof. Dr. Klaus Höffken, der Kaufmännische Direktor der Klinik Ekkehard Zimmer, PD Dr. Hannelore Riesner und Hochschulrat Prof. Dr. Dr. h. c. Detlev Riesner, sowie der Prorektor für Strategisches Management und Chancengerechtigkeit, Prof. Dr. Klaus Pfeffer (v. l. n. r.), das Richtfest des neuen Forschungsgebäudes.

Nach der Grundsteinlegung im vergangenen November feierten am 14. Oktober die Heinrich-Heine-Universität und das Universitätsklinikum Düsseldorf gemeinsam mit den Staatssekretären des Bundesforschungsministeriums, Thomas Rachel MdB, und des Wissenschaftsministeriums des Landes NRW, Dr. Thomas Grünewald, Unterstützern und zukünftigen Nutzern das Richtfest des neuen Zentrums für Synthetische Lebenswissenschaften.

Es wird insbesondere die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Exzellenzclusters CEPLAS aus dem Bereich Pflanzenwissenschaften und des Biologisch-Medizinischen Forschungszentrums (BMFZ) von Mathematisch-Naturwis-

senschaftler und Medizinischer Fakultät beheimaten. Die Gesamtkosten für Bau, Ersteinrichtung und Ausrüstung belaufen sich auf rund 36 Millionen Euro. Wie bei derartigen Forschungsbauten üblich, erfolgt die Finanzierung hälftig einerseits durch den Bund sowie andererseits durch das Land NRW, die Universität und das Universitätsklinikum.

Das neue Zentrum für Synthetische Lebenswissenschaften (ZSL), das auf dem Gelände des Universitätsklinikums zentral zwischen HHU- und Uniklinik-Campus entsteht, stellt einen weiteren Schritt zum Ausbau des HHU-Forschungsschwerpunkts „Molekulare und synthetische Lebenswissenschaften“ dar. Die Lebenswissenschaften beschäftigen sich mit Lebewesen oder mit Prozessen und Strukturen auf zellulärer, molekularer und theoretischer Ebene, die Leben ermöglichen. Die wichtigsten Fächer sind Biologie, Medizin sowie nah verwandte Fächer wie Biochemie, Molekularbiologie, Bioinformatik sowie auch z. B. die Agrartechnologie.

Spannendes Forschungsgebiet

„Die synthetische Biologie gehört zu einem der spannendsten Forschungsgebiete innerhalb der Biowissenschaften. Das ZSL wird dazu beitragen, Deutschland in dieser Schlüsseltechnologie noch weiter nach vorn zu bringen. Die Bundesregierung fördert den Forschungsbau mit rund 18 Millionen Euro. Der Bau ist auch ein gutes Beispiel für die gelungene Zusammenarbeit zwischen der Bundesregierung und dem Land





„Der Bau ist ein gutes Beispiel für die gelungene Zusammenarbeit zwischen der Bundesregierung und dem Land NRW.“

NRW“, sagte Forschungsstaatssekretär Thomas Rachel. Dr. Thomas Grünewald, Staatssekretär im Wissenschaftsministerium NRW, betonte die überaus positive Empfehlung des Wissenschaftsrats zur Förderung des Forschungsbaus ZSL: „Hierin zeigt sich das große Potential der Weiterentwicklung der Pflanzenwissenschaft am Standort Düsseldorf.“ Im Forschungsbau ZSL könnten nun die Düsseldorfer Arbeitsgruppen des Exzellenzclusters ‚CEPLAS – Cluster of Excellence on Plant Sciences‘ unter einem Dach miteinander verbunden werden. Dr. Grünewald dankte allen Beteiligten an der Universität und am Universitätsklinikum Düsseldorf für ihr Engagement bei der Einwerbung und der zügigen Erstellung des Forschungsbaus. Vier experimentelle und drei theoretisch-wissenschaftliche Forschergruppen werden ab 2017/18 im Zentrum für Synthetische Lebenswissenschaften ar-

beiten. Neben der Pflanzenforschung im Rahmen von CEPLAS gehören auch die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Biologisch-Medizinischen Forschungszentrums (BMFZ) dazu, die bereits seit 1991 im Rahmen dieser fakultätsübergreifenden Forschungs- und Technologieplattform kooperieren.

Form eines X-Chromosoms

„Dieses Gebäude, das in seiner architektonischen Gestaltung die Form des X-Chromosoms als einem Baustein des Lebens aufgreift, steht auch für die große Bedeutung der fächerübergreifenden Zusammenarbeit in der modernen Wissenschaft“, sagt Prof. Dr. Anja Steinbeck, Rektorin der HHU anlässlich des Richtfestes.

Zentrum für synthetische Lebenswissenschaften Düsseldorf

In diesem Gebäude wird die gesamte synthetisch-biologische Versuchsstrecke in enger räumlicher Nähe abgebildet – von der Versuchsplanung in Zusammenarbeit mit den theoretischen Gruppen über die experimentelle Durchführung hin zu den analytischen Plattformen und zur Datenanalyse sowie Modellbildung. Großgeräte werden in vier gemeinsam betriebenen technologischen Plattformen zusammengeführt: dem „Genomics and Transcriptomics Labor“ und dem „Proteomics Labor“ des BMFZ. Weiter werden das „Center for Advanced Imaging“ und das „Metabolomics Labor“ im ZSL beheimatet. Außerdem soll ein „Phytotron“

zur Anzucht von Versuchspflanzen unter kontrollierten Umweltbedingungen mit modernster LED-Technologie entstehen. Das Forschungsprogramm steht im Einklang mit der High-Tech-Strategie der Bundesregierung im Bedarfsfeld „Klima und Energie“, Themenbereich „Pflanzen“ (Fokus „Ernährungssicherung, Klimaschutz und Ressourceneffizienz“)

► **Kontakt:** Prof. Dr. Klaus Pfeffer, Prorektor für Strategisches Management und Chancengerechtigkeit, Sekretariat: Kerstin Dauber, Geb. 16.11, Etage/Raum: 01.45, Tel. 0211 81-10010, Fax 0211 81-10015

100 Alumni aus Israel, Palästina und Jordanien an der Heinrich-Heine-Universität

Seit dem Wintersemester 2009/10 gibt es an der Heinrich-Heine-Universität den Master-Studiengang „European Studies“. 167 Studierende aus Israel, Palästina und Jordanien haben bislang an dem Masterstudiengang teilgenommen – rund 100 von ihnen kamen nun zu einem Alumnitreffen nach Düsseldorf. Mit dabei waren auch Wissenschaftsministerin Svenja Schulze, Rektorin Prof. Dr. Anja Steinbeck, Claus Gielisch, Honorarkonsul von Jordanien, und Vertreter verschiedener Stiftungen, die das Projekt fördern.

Rektorin Prof. Dr. Anja Steinbeck zeigte sich froh, dass die HHU diesen Studiengang anbietet. „Hier können junge Menschen trotz der politisch angespannten Situation in ihren Heimatländern in einer friedlichen Atmosphäre miteinander leben und studieren. Ich bin immer wieder stolz und glücklich, wenn ich das gute Miteinander der Studierenden sehe, und hoffe, dass sie ihr gutes Verhältnis auch nach dem Studienabschluss aufrechterhalten können.“ Wichtig ist den Düsseldorfer Wissenschaftlern vor allem die akademische

Ausbildung der Studierenden aus Nahost. Prof. Dr. Hartwig Hummel, der den Studiengang leitet, hat die Erfahrung gemacht, dass viele Studierende hier begeistert das kritische Denken kennenlernen: „Es ist die europäische Art der Wissenschaft, die wir den Studierenden hier vermitteln und die sie meist sehr schätzen. Zudem entstehen durch das Angebot auch verstärkt akademische Kooperationen mit den Universitäten im Nahen Osten.“

Master-Abschluss in Düsseldorf

Spannend für die ehemaligen Studierenden wie auch für die Dozenten: Was haben die Master-Studenten nach ihrem Abschluss in Düsseldorf gemacht, wo sind sie beruflich untergekommen? „Die Spanne ist breit“, berichtet Dr. Guido Quetsch, Geschäftsführer des Studiengangs, „so ist ein Absolvent zum Beispiel in einer Anwaltskanzlei als Jurist zuständig für alle Europafragen, zwei Alumni sind im diplomatischen Dienst in Jordanien, ein anderer ist bei einem Think Tank in Brüssel, der der EU zuarbeitet.“

V.M.

European Studies Alumniveranstaltung, 23. September 2016. Unter Reihe v.l.: Dr. Bärbel Stark, Al-Quds University, Koordinatorin European Studies Programme; Prorektorin Prof. Dr. Andrea von Hülsen-Esch; Rektorin Prof. Dr. Anja Steinbeck; Svenja Schulze, Ministerin für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes NRW; Hochschulratsvorsitzende Anne-José Paulsen. Obere Reihe: Prof. Dr. Hartwig Hummel und Dr. Guido Quetsch, Koordinatoren des Studiengangs European Studies an der HHU; Claus Gielisch, Honorarkonsul des Königreiches Jordanien; Jürgen Hein, Staatskanzlei NRW, Abteilungsleiter Europa, Internationale Angelegenheiten und Medien.



European Studies

Zum Wintersemester 2009/10 hat die HHU erstmals den einjährigen, englischsprachigen Masterstudiengang „European Studies“ angeboten. Unter Leitung des Politikwissenschaftlers Prof. Dr. Hartwig Hummel beteiligen sich Dozenten der Philosophischen, der Juristischen und der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät an diesem innovativen Studiengang. Voraussetzung für die Einschreibung in diesen einjährigen Masterstudiengang ist ein vierjähriges Studium mit BA-Abschluss. Die Partnerinstitutionen in Tel Aviv, Jerusalem und Amman bieten ein entsprechendes einjähriges Vorbereitungsjahr an, das ihre BA-Absolventen für den Düsseldorfer Masterstudiengang qualifiziert. Er umfasst acht Masterkurse zu politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, rechtlichen, geschichtlichen und kulturellen Aspekten des „Regierens in der EU“ und der „Integration europäischer Gesellschaften“. Exkursionen u. a. nach Brüssel und Straßburg vermitteln den Studierenden ganz praktisch, wie Europa funktioniert.

Der DAAD lud Stipendiaten aus 88 Ländern zum Treffen nach Düsseldorf ein

„Wissenschaftlicher Fortschritt und ethische Verantwortung“: Fragen aus diesem Spannungsfeld diskutierten rund 470 Studierende aus 88 Ländern beim Stipendiatentreffen des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD), das vom 8. bis 10. Juli 2016 an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf stattfand. Eröffnet wurde die Veranstaltung von Prof. Andrea von Hülsen-Esch, Prorektorin für Internationales der Universität Düsseldorf, und Prof. Joybrato Mukherjee, Vizepräsident des DAAD.

Wissenschaft soll unser Leben verbessern. Doch wo sind die Grenzen des wissenschaftlichen Fortschritts? Zu diesem Thema brachte der DAAD junge Studierende, Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler sowie Experten unterschiedlicher Disziplinen zusammen.

„Auf unserem Stipendiatentreffen diskutieren Medizinerinnen und Mediziner mit Ingenieurinnen und Ingenieuren, Kunsthistoriker mit Informatikerinnen und Informatikern, Biologinnen und Biologen mit Religionswissenschaftlern. Mit dem Austausch möchten wir zum offenen Diskurs zwischen Vertreterinnen und Vertretern unterschiedlicher Disziplinen, nati-

onaler Herkunft und kulturellem Hintergrund anregen“, sagt Prof. Margret Wintermantel, Präsidentin des DAAD.

Zu den Themen: Über die „Ethik im Kunstmarkt“ referierte die Düsseldorfer Junior-Professorin Dr. Ulli Seegers in ihrem Beitrag „Werte und Sorgfaltspflichten zwischen Diskretion und Transparenz“. Gilt es, „die Wissenschaft vor dem Menschlichen zu bewahren oder das Menschliche vor der Wissenschaft?“

Wissenschaft und Menschlichkeit

Dieser Frage ging eine DAAD-Stipendiatin aus Syrien nach, die an der Universität Duisburg-Essen Maschinenbau studiert. Der Düsseldorf Virologe Prof. Jörg Timm sprach zu einem öffentlich diskutierten medizinischen Thema: „Weltweit erfolgreiche Bekämpfung von Hepatitis C – Realität oder Wunschdenken?“

Der DAAD lädt fünfmal im Jahr zu Stipendiatentreffen in unterschiedliche Städte ein, um Neuankömmlinge zu begrüßen und miteinander in Kontakt zu bringen. Neben den vortragenden Hoch-



Podiumsdiskussion beim diesjährigen Stipendiatentreffen des DAAD in Düsseldorf

schul Lehrern kommen stets auch Stipendiaten zu Wort und präsentieren Aspekte ihrer wissenschaftlichen Arbeit. Während der Treffen lernen die Stipendiaten ihre Betreuer aus den zuständigen DAAD-Referaten kennen und können wichtige Fragen direkt vor Ort besprechen. Sie studieren oder promovieren mindestens ein Jahr an einer Hochschule oder Forschungseinrichtung in Deutschland. Red.

Anzeige



IHR NEUER ARBEITSPLATZ

WIR SUCHEN QUALIFIZIERTE MEDIZINER, TECHNIKER UND ADMINISTRATOREN (M/W), DIE SICH WEITER ENTWICKELN MÖCHTEN UND MIT UNS WELTWEITE NOTHILFE LEISTEN.

Unsere Teams sind in mehr als 60 Ländern im Einsatz. Werden Sie ein Teil davon und lernen Sie humanitäre Hilfe auf höchstem Niveau kennen. Bewerben Sie sich online: www.aerzte-ohne-grenzen.de/mitarbeiten


MEDECINS SANS FRONTIERES
ÄRZTE OHNE GRENZEN e.V.
Träger des Friedensnobelpreises

„Am Ende kommen meist dieselben Ergebnisse heraus“

Seit 20 Jahren: Kooperation mit der Moe Radzyner Law School in Israel

VON ROLF WILLHARDT

Angefangen, so will es die Anekdote, hat es mit einem Männergespräch auf dem Golfplatz. Beteiligt: der vermögende Düsseldorfer Geschäftsmann Harry Radzyner und der damalige Rektor der Heinrich-Heine-Universität, Prof. Dr. Dres. h. c. Gert Kaiser. Das war 1994. Radzyner hatte gerade in Israel die Juristische Fakultät der kleinen und feinen israelischen Privatuniversität in Herzliya, einem Badeort nördlich von Tel Aviv, finanziert, die nach seinem verstorbenen Vater benannte „Moe Radzyner Law School“.

Auch die Heinrich-Heine-Universität habe doch gerade, nämlich 1993, eine Juristische Fakultät bekommen, so Radzyner zu Kaiser. Ob man da nichts zusammen machen könne? Einen Aus-

tausch? Gemeinsame Seminare? Ergebnis des Gesprächs: 1995 flog eine kleine Delegation von Düsseldorfer Jura-Professoren nach Israel, sozusagen ein „Vorauskommando“, das sondieren und eruieren sollte. Das Urteil der Düsseldorfer

Prof. Olzen ist
„Israel-Koordinator“

Juristen und ihrer israelischen Kollegen fiel beidseitig äußerst positiv aus, die Kooperation war beschlossene Sache. Und so flogen vor zwanzig Jahren, 1996, die ersten zwölf Düsseldorfer Studenten samt einiger Professoren und Assistenten nach Israel. Prof. Dr. Dirk Olzen, Emeritus

Die deutschen und israelischen Teilnehmer des Jura-Seminars in der Law School im Interdisciplinary Center Herzliya (Israel). Seit 20 Jahren gibt es gemeinsame Seminare, gesponsert von dem Düsseldorfer Geschäftsmann Harry Radzyner (83).



Foto: privat

„DIE JUNGEN LEUTE SIND ERSTAUNLICH UNBEFANGEN IM UMGANG MIT DER DEUTSCH-JÜDISCHEN BEZIEHUNGSWEISE DER ISRAELISCH-DEUTSCHEN GESCHICHTE.“

Prof. Dr. Dirk Olzen, Emeritus für Bürgerliches Recht

für Bürgerliches Recht, erzählt diese Geschichte. Er war von Anfang an bei dem Projekt dabei und ist heute der „Israel-Koordinator“ der Fakultät. „Das Projekt hat sich fabelhaft entwickelt“, berichtet er. „Das Konzept sieht vor, dass in einem Jahr zwölf Israelis für eine Woche nach Düsseldorf kommen und mit unseren Studenten und Dozenten diskutieren. Im nächsten Jahr fliegen dann zwölf Düsseldorfer nach Herzliya, wir waren im Mai dort.“

Es gibt jeweils ein Rahmenthema, das vorher abgestimmt wird. Diskutiert wurden zum Beispiel die „Haftung für Schäden durch Drohnen“, die „Persönlichkeitsrechtsverletzung durch Facebook“, „Sterbehilfe“ oder „Patientenverfügung“. Seminarsprache ist Englisch. „An dem Austausch teilzunehmen ist bei unseren Studenten heißbegehrt, es melden sich immer viel mehr, als Plätze vorhanden sind“, so Olzen. Ausgewählt wird nach Studienleistung und Englischkenntnissen. Und die Kosten? Den Flug müssen die Teilnehmer selbst bezahlen, „das sind ca. 500 Euro, wir haben aber auch schon Preiswert-Flieger für 350 Euro gehabt.“ Alles Weitere wird durch die „Stiftung Brückenschlag“ finanziert, die Harry Radzyner 1991 gegründet hat. Stiftungsziel: Völkerverständigung.

Israelisches und deutsches Recht, – zwei Systeme? „Sicher, sagt Prof. Olzen, „das israelische Recht ist am angelsächsischen orientiert, also ein ‚case law‘, das sich auf ganz bestimmte Fälle bezieht. Außerdem ist das israelische Familienrecht ein religiöses, die Religion spielt in Israel ja eine sehr wichtige Rolle. Unser deutsches Recht orientiert sich dagegen am gedruckten Gesetz. Treffen die beiden Systeme aufeinander, gibt das immer wieder spannende Diskussionen. Das Verblüffende ist, dass am Ende meist dieselben Ergebnisse herauskommen.“ Unterschiede bei den Studenten? „Die Israelis sind älter als unsere. Das liegt daran, dass die Männer drei und die Frauen zwei Jahre zur Armee müssen.

Das schafft natürlich eine ganz andere Lebenserfahrung.“ Und die Schatten der Vergangenheit? Olzen: „Die jungen Leute sind erstaunlich unbefangen im Umgang mit der deutsch-jüdischen beziehungsweise der israelisch-deutschen Geschichte. Ich hab’ jedenfalls noch nie irgendwelche Schuldzuweisungen erlebt.“

Neben den Seminaren gibt es auch jeweils ein touristisches Besuchsprogramm. Die Israelis lernen umliegende Städte im Rheinland kennen, die Düsseldorfer Juristen ein ganzes Land: Das Kern-Staatsgebiet Israels umfasst 22.400 km² und ist in etwa so groß wie Hessen. Natürlich werden die deutschen Besucher auch mit der besonderen Sicherheitslage im Land konfrontiert. „Als wir auf den Golan-Höhen waren, gab es ein Schild, 67 km Luftlinie bis Damaskus“, erzählt Olzen. „Und in der Ferne konnte man Grateinschläge von Gefechten sehen und Maschinengewehrfeuer hören. Auch so etwas ist Alltag in Israel.“ Apropos Sicherheit: Nach den Terroranschlägen in Paris erkundigten sich die Israelis sehr besorgt nach der Lage in Deutschland.

Freundschaften entstanden

Deutsche Jura-Studenten bekommen in Israel jeweils einen Betreuer aus Herzliya, wenn die Israelis in Düsseldorf sind funktioniert es andersherum. „In Herzliya ist es keine Schwierigkeit, abends noch mal in die Disco zu gehen, die meisten wohnen auf dem Campus. Bei unseren Studenten ist es eine andere Situation, viele haben ihr Zuhause in den umliegenden Städten. Und einfach nach Duisburg ins Kino zu fahren und danach wieder zurück nach Düsseldorf, das ist schon komplizierter“, berichtet Olzen. Begeistert seien über die Jahre alle Teilnehmer des Programms, „viele Freundschaften sind da entstanden. Es gab sogar berufliche Kontakte nach dem Studium.“



Foto: privat

Harry L. Radzyner wurde 1933 in Lodz geboren. Von 1939 bis 1945 war er im Ghetto Lodz, und in den KZs Auschwitz, Stutthof, Dresden und Theresienstadt. 1950 emigrierte er zu seiner Tante in die USA, wo er 1956 das Studium des Maschinenbaus an der City University of New York abschloss. Bei einem Urlaub in Europa lernte er seine Frau, Dr. Micheline Bryk, kennen und studierte fortan an der Technischen Hochschule Wien Elektronik und Hochbauwesen. 1961 zog die Familie nach Düsseldorf, wo sich Harry Radzyner in der Herstellung und dem Import von Schmuck selbstständig machte. Zu Ehren seines Vaters gründete er 1991 die „Moe Radzyner Stiftung-Brückenschlag“, 1994 war er maßgeblich beteiligt an der Gründung des „Interdisciplinary Center for the Study of Business Law and Technology in Herzliya“ und der „Radzyner School of Law“. 1997 wurde Radzyner mit dem Bundesverdienstkreuz, 1998 mit der Ehrenmedaille der Heinrich-Heine-Universität und 2002 mit der Ehrendoktorwürde der Juristischen Fakultät ausgezeichnet.

Partnerschaft mit Israels Elite-Universität

Interview mit Prof. Dr. Andrea von Hülsen-Esch, Prorektorin für Internationales

VON VICTORIA MEINSCHÄFER UND ROLF WILLHARDT

Vom 15. bis 18. Mai besuchte eine kleine Delegation nordrhein-westfälischer Universitäten zusammen mit NRW-Wissenschaftsministerin Svenja Schulze Israel. Ziel: die Information über Forschungseinrichtungen, die Intensivierung der Kontakte und die Unterzeichnung von Partnerschaftsverträgen. Für die Heinrich-Heine-Universität, vertreten durch Prof. Dr. Andrea von Hülsen-Esch, Prorektorin für Internationales, sowie Dr. Guido Quetsch („European Studies“), schloss die Prorektorin den Partnerschaftsvertrag mit der Universität Tel Aviv (TAU).

MAGAZIN: Frau Prorektorin, so eine Reise hat eine lange Vorbereitung, man überlegt genau, wen man treffen will. Wer waren Ihre Gesprächspartner und was hat sich aus diesen Begegnungen ergeben?

v. Hülsen-Esch: Die Hauptkooperation besteht mit der TAU, der größten und forschungsstärksten Universität in Israel. Diese Kooperation habe ich im Jahr davor bei meinem ersten Besuch in Tel Aviv gewissermaßen ‚angeschoben‘. Da hatten wir

in einem Gespräch mit Avi Primor, dem ehemaligen Botschafter Israels in Deutschland und jetzigen Mitglied unseres Hochschulrates, und Prof. Dr. Raanan Rein, dem Vize-Präsidenten für Internationale Beziehungen, schon ins Auge gefasst, welche Bereiche bei uns stärker kooperieren könnten. Und als

Die Kooperation lebt schon!

jetzt die Israelreise kam, da waren wir soweit, dass wir den Kooperationsvertrag unterzeichnen konnten. Und wir konnten auch weitere Forschungsprojekte ins Auge fassen.

MAGAZIN: Wann beginnt die Kooperation zu leben?

v. Hülsen-Esch: Sie lebt schon! Im Juni dieses Jahres fand eine dreitägige Konferenz zur Altersforschung statt, an der sieben Kollegen der TAU teilgenommen haben. Zudem gibt es Anträge für Kooperationen aus drei Fakultäten, es gibt einen neuen



Fotos: privat

► Vertragsunterzeichnung in Tel Aviv: Neben Prof. Dr. Andrea von Hülsen-Esch sitzt Prof. Dr. Raanan Rein, Vizepräsident für internationale Beziehungen, neben Ministerin Svenja Schulze steht Prof. Dr. Yoav Henis, Vizepräsident für Forschung und Entwicklung der Tel Aviv Universität. Kooperationen wird es in der Altersforschung, der Linguistik und in der Pflanzenforschung geben.



Strandsilhouette von Tel Aviv. Mit über 400.000 Einwohnern ist sie die zweitgrößte Stadt Israels. Die Tel Aviv University mit 30.000 Studierenden pflegt weltweite Forschungsk Kooperationen.

Doktoranden- und Masteraustausch. Und Linguisten arbeiten gemeinsam an einem hochkarätigen Forschungsprojekt.

MAGAZIN: Wie haben Sie diese neue Partnerschaft, die ja zunächst einmal auf dem Papier steht, so schnell mit Leben füllen können?

v. Hülsen-Esch: Die Kontakte sind durch die verstärkte Kommunikation sehr schnell gewachsen. Die Prorektorate haben alle Anfragen weitergeleitet an die zuständigen Kollegen und es zeigt sich, dass die ersten Gespräche jetzt schon zu einer lebendigen Kooperation führen. Das Besondere ist, dass wir mit einer internationalen Exzellenz-Universität kooperieren, das ist für uns sehr vorteilhaft. Tel Aviv ist eine absolut forschungsorientierte Universität.

MAGAZIN: Die Tel Aviv University ist mit 30.000 Studierenden und neun Fakultäten die größte Universität Israels, sie pflegt weltweite Forschungsk Kooperationen und hat in ihrer 60-jährigen Geschichte mehrere Nobelpreisträger hervorgebracht. In welchen Bereichen wurde eine Zusammenarbeit zwischen der HHU und der TAU fest ins Auge gefasst?

v. Hülsen-Esch: In der Pflanzenforschung, in der Linguistik und in der Altersforschung, die an der HHU ja fakultätsübergreifend und interdisziplinär aufgestellt ist. Im nächsten Jahr werden zum Beispiel Israelis in der Kunstgeschichte unterrichten und es werden 2017 kleinere Workshops in Israel und an der

HHU stattfinden, um einen größeren Forschungsantrag vorzubereiten. Darüber hinaus gibt es Interesse an Kooperationen zum Thema Entrepreneurship.

MAGAZIN: Soll die Universitätspartnerschaft in erster Linie Studierende zueinander bringen oder denken Sie an den Austausch von Wissenschaftlern?

v. Hülsen-Esch: Tel Aviv ist ganz klar interessiert an dem Austausch ab der Masterebene. Sie legen natürlich dem Bachelor-austausch keine Steine in den Weg. Aber sie haben so hochkarätige Kooperationspartner, dass sie es sich aussuchen können. Bei ihrer Vorstellung der Universität haben sie zum Beispiel beeindruckend vorgestellt, wieviel ERC-Grants pro Jahr sie bekommen, damit schmückt sich natürlich eine Universität – genauso mit den Nobelpreisen oder den Ausgründungen, die aus ihren Patenten erfolgen.

MAGAZIN: Ist es nicht extrem spannend, dass die drei Forschungsfelder, die hier blühen – Altersforschung, Linguistik und Pflanzenforschung – auch in Israel von solchem Interesse sind?

v. Hülsen-Esch: Ja, die Israelis haben ein großes Diabetes-Problem und fragen sich auch, „Was prägt das Alter?“. Wir sind hier mit unserem „kulturellen Altern“ genau auf der Linie, die sie für ihre Forschung in den Blick nehmen. Ein erfreuliches Resultat unserer Juni-Tagung an der HHU ist auch, dass wir versuchen,

gemeinsam mit Israel und Palästina ein Diabetesforschungsfeld auf die Beine zu stellen.

MAGAZIN: Für uns ist das mit den beiden ja kein Problem. Aber können die beiden Hochschulen so einfach miteinander kooperieren oder ist die Heinrich-Heine-Universität das vermittelnde Glied?

„DAS BESONDERE IST, DASS WIR MIT EINER INTERNATIONALEN EXZELLENZ-UNIVERSITÄT KOOPERIEREN, DAS IST FÜR UNS SEHR VORTEILHAFT.“

Prof. Dr. Andrea von Hülsen-Esch, Prorektorin für Internationales



Beim Abendessen mit den Alumni und NRW Stipendiaten. Prorektorin Prof. Dr. Andrea von Hülsen-Esch: „Die Alumni sprachen mit großer Begeisterung von Deutschland und dem was sie mitgenommen haben für ihr Leben. Eine Alumna hat berichtet, dass sie einen komplett anderen Blick auf ihre eigene Gesellschaft bekommen habe. Da sieht man, wie wichtig die kleinen Blüten sind, die aufblühen, und dass es nicht nur die große Politik ist, die zählt.“ (links) Avi Primor, Ex-Botschafter Israels in der BRD, und NRW-Wissenschaftsministerin Svenja Schulze. (rechts)

v. Hülsen-Esch: Es ist ein unglaubliches diplomatisches Gerangel. Aber wenn beide Seiten wollen, dann ist das möglich. Das sieht man ja auch an dem trinationalen Studiengang „European Studies“. Von den Palästinensern haben wir gute Zeichen für die Kooperation bekommen.

MAGAZIN: Sie haben auch andere Forschungseinrichtungen besucht?

v. Hülsen-Esch: Ja, wir waren zum Beispiel im Willy Brandt Center. Es wird von jungen Leuten geleitet und liegt direkt auf der Grenze zwischen West- und Ostjerusalem. Dieses Friedensinstitut bietet, wenn gewünscht, auch unseren „European Studies“-Alumni einen Raum für gemeinsame Treffen, das Center würde zudem bei der im Regelfall sehr schwierigen Beschaffung von Visa helfen.

MAGAZIN: Sie waren auch in der Deutschen Botschaft in Tel Aviv?

v. Hülsen-Esch: Ja, das Briefing durch Botschafter Dr. Clemens von Goetze war sehr interessant. Außerdem waren wir mit Wissenschaftlerinnen abends in der Residenz des Botschafters eingeladen; das ist eine Spezialität von Ministerin Schulze, die gerne Wissenschaftlerinnen trifft. Es ist spannend zu sehen, wo sie stehen, welche Positionen sie bekleiden. Es gibt keine Quotenregelungen an den Universitäten, aber sie haben vergleichbare Quoten erreicht wie wir in Deutschland. Da die Frauen auch Militärdienst leisten, ist in allen Bereichen eine Gleichbehandlung festzustellen. Sehr viel weiter sind sie in der Kinderbetreuung. Man kann dort die Kleinkindzeit mit einer ganz anderen Gelassenheit angehen als es bei uns der Fall ist, es gibt eine viel größere Flexibilität.

MAGAZIN: Wurde da der Vergleich mit Deutschland augenfällig?

v. Hülsen-Esch: Ja, bei dem Thema Gleichberechtigung und auch bei der Frage nach der Migration. Zu diesem Thema gab es auch ein ganz ungewöhnliches Rundgespräch in der Friedrich-Ebert-Stiftung mit etwa zwanzig Mitdiskutanten – vom Schriftsteller bis zu Knesset-Mitgliedern, die alle in irgendeiner Form mit Migration zu tun haben. Die Diskussion war vor dem Hintergrund, wie wir in Deutschland mit Geflüchteten umgehen, wie wir sie integrieren können, unglaublich spannend. Probleme etwa mit einer diskriminierenden Ausgrenzung müssen die Israelis genauso bekämpfen wie wir. Wir haben gefragt, wie geht ihr damit um? Es war interessant zu sehen, dass die Maßnahmen wie Sprach- und Integrationskurse mit den unseren vergleichbar sind. Und es war erstaunlich, dass sie auch nicht mehr Maßnahmen haben, obwohl sie doch ein Einwanderungsland sind, seit es den Staat Israel gibt.

MAGAZIN: Was haben Sie von der Israelreise mit Blick auf die strategische Ausrichtung der Heinrich-Heine-Universität hinsichtlich der Internationalisierung mitgenommen?

v. Hülsen-Esch: Wir müssen gezielt kooperieren, auch, um beispielsweise größere Chancen bei der Nominierung von ausländischen Preisträgern bei großen Stiftungen zu haben. In dem Moment, da man mit renommierten ausländischen Hochschulen oder Forschungseinrichtungen einen lebendigen Austausch hat, ist die Chance größer, dass man hochkarätige Forscher auch für eine Kooperation bzw. für einen Aufenthalt an der eigenen Hochschule gewinnen kann. Ganz klar: Es sind die Forscher, die den Kontakt haben. Aber bei der TAU ist es ebenfalls entscheidend, dass dieser Prozess auch auf Rektoratsebene vorangetrieben wird, dass man da am Ball bleibt. Aber letztendlich beruht alles auf dem Kooperationswillen unserer Wissenschaftler, die sich zu neuen Ufern aufmachen.

Ist die Lichtatmung klimaabhängig?

Humboldt-Forschungsstipendiat in der Pflanzenforschung

Seit Januar 2016 forscht der US-amerikanische Mikrobiologe und Pflanzenforscher Dr. Berkley J. Walker als Forschungsstipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Der Postdoc aus Urbana-Champaign/Illinois arbeitet in den kommenden 24 Monaten in den Arbeitsgruppen von Prof. Dr. Andreas Weber und Prof. Dr. Peter Westhoff in der Düsseldorfer Biologie. Er will die negativen Auswirkungen der Photorespiration erforschen, insbesondere im Zusammenhang mit dem Klimawandel.

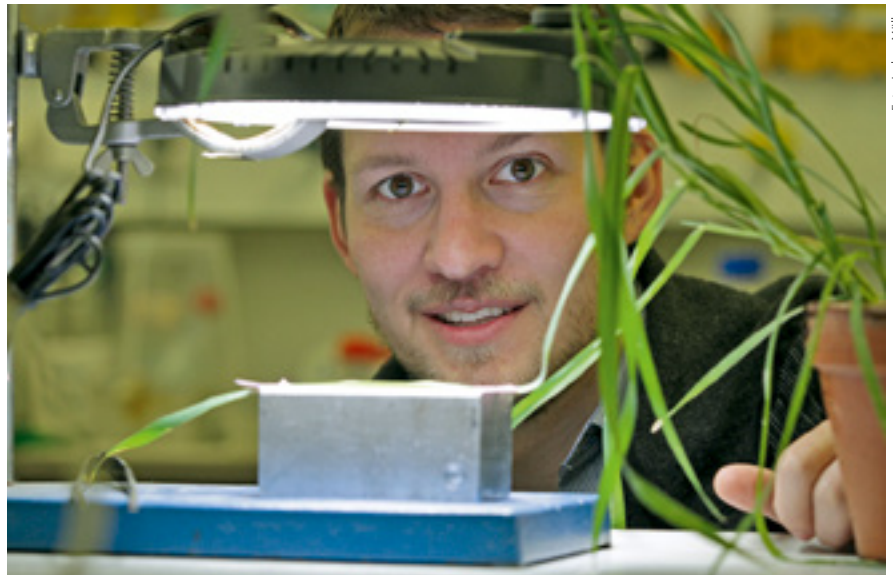


Foto: Jochen Müller

Dr. Berkley J. Walker, Alexander von Humboldt-Forschungsstipendiat an der HHU.

Photorespiration, auch „Lichtatmung“ genannt, ist eng mit der Photosynthese von Pflanzen verbunden. Dabei wandelt die Pflanze Biomasse und Sauerstoff unter Lichteinfluss in Kohlendioxid um. Sie verliert dadurch ständig große Mengen an Lichtenergie. Dieser Effekt beeinflusst und limitiert auch maßgeblich die Biomasseproduktion von Pflanzen. Man vermutet zudem, dass dieser negative Einfluss der Photorespiration mit steigenden Temperaturen in Folge des Klimawandels noch weiter zunimmt.

of leaf photosynthetic carbon metabolism and energy balance to changes in temperature, CO² and nitrogen form“. Bis 2015 arbeitete er am US Department of Agriculture an der University of Illinois in Urbana-Champaign, im Januar 2016 trat er sein Forschungsstipendium an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf an.

A. C.

Biomasseproduktion von Pflanzen

Dr. Berkley J. Walker forscht seit Anfang des Jahres am Institut für Biochemie der Pflanzen und am Institut für Entwicklungs- und Molekularbiologie der Pflanzen der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. In seiner Zeit in Düsseldorf will der Alexander von Humboldt-Forschungsstipendiat dem temperaturabhängigen Energieverlust durch die Photorespiration auf den Grund gehen. Darüber hinaus will er ermitteln, wie man diesem Verlustmechanismus begegnen kann.

Berkley J. Walker, geboren 1983 in Fort Collins im US-Bundesstaat Colorado, studierte Mikrobiologie an der Brigham Young University in Provo, Utah. Nach Tätigkeiten in der Privatwirtschaft promovierte er 2013 an der Washington State University in Pullman zum Thema „Determining the response

► **Kontakt:** Prof. Dr. Andreas Weber, Institut für Biochemie der Pflanzen, Tel. 0211 81-12347, andreas.weber@uni-duesseldorf.de

Humboldt-Forschungsstipendien

Die Alexander von Humboldt-Stiftung ermöglicht jährlich über 2000 Forschern aus aller Welt einen wissenschaftlichen Aufenthalt in Deutschland. Zu ihren Instrumenten gehören u. a. die Humboldt-Forschungsstipendien, die an jährlich rund 450 promovierte Nachwuchswissenschaftler aus dem Ausland vergeben werden. Diese können damit ein langfristiges Forschungsvorhaben im Rahmen einer selbst gewählten Arbeitsgruppe an einer deutschen Universität oder Forschungseinrichtung realisieren.

Zusammenarbeit mit der Doshisha Universität wird intensiviert



Foto: Alexander Schneider

Prorektorin Prof. Dr. Andrea von Hülsen-Esch im Rektorat der HHU mit der Delegation der Doshisha Universität.

Eine Delegation mit führenden Repräsentanten der Doshisha Universität, Kyoto (Japan) war am 5. September zu Besuch an der Heinrich-Heine-Universität. Dabei wurde in Gesprächen und bei einem anschließenden Symposium die bereits enge Kooperation mit dieser japanischen Universität weiter vertieft.

Als Vertreterin der HHU begrüßte die Prorektorin für Internationales, Prof. Andrea von Hülsen-Esch, die hochrangige Delegation der japanischen Universität mit: Prof. Matsuoka, President of Doshisha University, Prof. Yamauchi, Dean of the

Faculty of Culture and Information Science, Prof. Yadohisa, Vice-Dean of the Faculty, Mr. Isono, Secretary of the President. Anschließend gab es in der Stadt – unter maßgeblicher Organisation des International Office der HHU (Leitung: Dr. Anne Gellert) – ein Symposium zum Thema: „Japanese and German Companies facing Globalization – The Challenges of Internationalization and Recruiting young Talents“.

Die internationale Zusammenarbeit der HHU mit japanischen Universitäten wird immer wichtiger – dies war die Quintessenz der zahlreichen Begegnungen und Gespräche im Rahmen der Veranstaltungen dieses Tages mit den Vertretern der Doshisha Universität und weiterer japanischer Institutionen. Dabei wurden auch weitere Möglichkeiten zur Vertiefung der

„Global Internship Program“

Kooperationen eruiert, die bereits auf mehreren Feldern bestehen. Die Doshisha Universität ist 2009 vom japanischen Ministerium für Erziehung, Kultur, Sport, Wissenschaft und Technologie (MEXT) zu einer der 13 Top Universitäten im „Global 30 Project“ ernannt worden und baut seither den internationalen Studierendenaustausch aus, dazu zählt auch das „Global Internship Program“, das seit 2015 jährlich etwa 30 Studierende zu einem Praktikum nach Düsseldorf und die Umgebung führt.

Red.

HHU stellt Ideen für Karrierewege des wissenschaftlichen Nachwuchses in Japan vor

Im Rahmen des Symposiums „Creating opportunities for prospective young researchers to pursue stable career paths“ an der japanischen Kumamoto University wurden in einem internationalen Plenum am 18. März 2016 Ideen zur Nutzung des tenure track zur Ausgestaltung akademischer Karrierewege diskutiert. Prof. Dr. Peter Westhoff, Prorektor für Forschung und Transfer der Heinrich-Heine-Universität stellte hier die Überlegungen der HHU vor.

„Die grundlegende Fragestellung in Japan, den USA und Deutschland ist vergleichbar. Wir wollen unserem wissenschaftlichen Nachwuchs verlässlichere Karriereoptionen anbieten. Die Voraussetzungen und die Wege, die wir dabei wählen, unterscheiden sich. Ich bin zuversichtlich, dass wir in

Düsseldorf bald ein neues Modell erproben werden“, so Prof. Westhoff. Am Rande der Veranstaltung verabredete die HHU und die KU ihre bereits bestehenden Beziehungen zu vertiefen und auszuweiten: Zukünftig sollen mehr Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für eine gegenseitige Zusammenarbeit gewonnen werden und auch ein Abkommen wurde ins Auge gefasst.

Die KU gehört zu den Forschungsuniversitäten in Japan („RU22“) sowie den „Top Global Universities“. Auf Instituts-ebene arbeiten bereits Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der HHU und KU zusammen. Weitere Wissenschaftler haben starkes Interesse an gemeinsamen Projekten kundet.

Red.

THEMEN-SPEZIAL
++ 70 JAHRE NRW ++

70 Jahre NRW: HHU-Programm im Haus der Universität

Beim Fest zum 70. Geburtstag von NRW, am Wochenende des 27./28. August in Düsseldorf, feierte auch die Heinrich-Heine-Universität 70 Jahre Nordrhein-Westfalen. Bereits auf der BILDUNGS.MEILE auf dem Shadowplatz konnten sich Kinder und Eltern, Jugendliche und Erwachsene, alte und junge Menschen über die vielfältigen Aus-, Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten vieler lokaler und regionaler Bildungsträger informieren. Im anliegenden Haus der Universität am Shadowplatz präsentierte die HHU an beiden Tagen von 11 bis 18 Uhr ein unterhaltsames und spannendes Programm aus der Welt der Wissenschaft sowie Informationen rund ums Studium an der Universität Düsseldorf.

Foto mit Doktorhut und Talar

Sowohl am Samstag wie auch am Sonntag erzählte die Science-Slammerin Jutta Teuwsen aus dem Leben einer Studentin und brachte dabei wissenschaftliche Erkenntnisse vergnüglich auf den Punkt. Ebenfalls an beiden Tagen dabei: Teilnehmer am internationalen Studierenden-Wettbe-

werb für Biologie iGEM aus Düsseldorf, Aachen, Bielefeld und Bonn. An beiden Tagen beriet der Studierendenservice der Heinrich-Heine-Universität Interessierte zu einem möglichen Studium und Kinder bekamen ein Souvenir-Foto von sich mit Doktorhut und Talar. Am Sonntag diskutierte die stellvertretende NRW-Ministerpräsidentin und Schulministerin Sylvia Löhrmann mit Schülern, ob es sich wirklich lohnt, sich für Bildung anzustrengen.

Red.



Schulministerin Sylvia Löhrmann diskutierte mit Paul Nachtwey und Lada Kuppen, beide von Sankt Ursula-Gymnasium Düsseldorf, über die Frage „Lohnt es wirklich, sich für Bildung anzustrengen?“

Foto: Alexander Schneider

„Die Industrie war zunächst skeptisch“

Im Rückblick: die Entwicklung der Biotechnologie in NRW

VON ROLF WILLHARDT

Biotechnologie und ihre Geschichte? „Die reicht in die Jahrtausende alte handwerkliche Praxis zurück, zum Beispiel, als die Bierbrauer und Winzer gezielt Hefe einsetzten oder zur Verarbeitung von Milch zu verschiedenen Lebensmitteln mithilfe bestimmter Mikroorganismen oder Enzyme“, so Prof. em. Dr. Dr. h. c. Detlev Riesner (75), von 1980 bis 2006 Leiter des Instituts für Physikalische Biologie. Riesner ist Zeitzeuge der rasanten Entwicklung dieser interdisziplinären Wissenschaft. Besonders ihrer industriellen Anwendung. Besonders in Nordrhein-Westfalen. Dazu später mehr.

Die „Urzellen“ der Biotechnologie kommen aus der Grundlagenforschung, nämlich der Mikrobiologie und der Molekularbiologie, in Deutschland wurde in diesen Feldern seit Ende der 1950er Jahre geforscht. Ein erster Standort in Nordrhein-Westfalen war Köln, gleich mit zwei Instituten: einmal das Institut für Genetik der Kölner Universität, zum anderen das Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung. „Die Biotechnologie als neues Forschungsfeld wurde mit den Jahren in den Naturwissenschaften immer interessanter“, erinnert sich Riesner.

Die Qiagen-Zentrale im rheinischen Hilden. Heute ist das Unternehmen der größte Arbeitgeber – und Steuerzahler – der Stadt.



„Auch in NRW. Es gab damals zahlreiche Versuche aus den Universitäten, auf die Landesregierung – Ministerpräsident war damals Johannes Rau – und das Wissenschaftsministerium einzuwirken, Gelder in das vielversprechende neue Forschungsgebiet zu investieren.“

Proteste aus Düsseldorf und Bielefeld

Zunächst aber winkte Anke Brunn, damals NRW-Wissenschaftsministerin, erst einmal ab. Ihr Argument: Das Land habe doch mit dem Kölner Institut für Genetik Entsprechendes. „Da haben sich dann die Universitäten Düsseldorf und Bielefeld zusammengetan und heftig protestiert“, erinnert sich der Zeitzeuge Riesner. Der Einspruch war erfolgreich, das Ministerium bewilligte zusätzliche Gelder, sprich: Stellen, für den Ausbau der molekularen Grundlagenforschung. In Düsseldorf wurden ab 1983/84 die Mikrobiologie, die Pflanzenforschung und die Physikalische Biologie großzügig gefördert.

Und die Industrie? „Die wollte noch Anfang der 1980er Jahre vom Thema Biotechnologie nicht viel wissen“, erinnert sich Riesner. „Großkonzerne wie Bayer oder Henkel argumentierten, dass sie doch Chemieunternehmen seien.“ Erst Mitte der 80er Jahre kam es zu einer ersten Kooperation von Bayer mit dem Kölner Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung. Die Skepsis der Industrie ist mittlerweile Geschichte. Heute beinhalten zum Beispiel bei dem Düsseldorfer Großkonzern Henkel 50 Prozent aller Produkte Biotechnologie. Die Düsseldorfer Mikrobiologen und Biophysiker waren erfolgreich in ihren Forschungen. Und hatten eine Idee. Weshalb nicht Firmen gründen? Riesner: „Prof. Cornelius Hollenberg aus der Mikrobiologie und ich hatten schon ganz konkrete Pläne. Aber kein Gründungskapital.“ Da kam es zu einer denkwürdigen Sitzung. Teilnehmer: Vertreter der Düsseldorfer Industrie- und Handelskammer, der Stadtsparkasse und der Wirtschaftsförderung der Stadt sowie die Professoren Hollenberg und Riesner. Ergebnis: Der Vertreter der Sparkasse erklärte sich, ohne



Prof. em. Dr. Dr. h. c. Detlev Riesner (75) war von 1980 bis 2008 Leiter des Instituts für Physikalische Biologie der HHU. Aus ihm ging 1984 die Biotechnologie-Firma QIAGEN hervor, heute ein „Global-Player“ der Branche.

„DIE BIOTECHNOLOGIE ALS NEUES FORSCHUNGSFELD WURDE MIT DEN JAHREN IN DEN NATURWISSENSCHAFTEN IMMER INTERESSANTER.“

Prof. em. Dr. Dr. h. c. Detlev Riesner

lange Diskussion, bereit, einige Millionen Mark zu investieren bzw. zu besorgen. „Das ging damals ganz unkompliziert, da staune ich heute noch drüber“, so Riesner.

Und so gründete er 1984 mit drei frisch Promovierten seines Arbeitskreises – Metin Colpan, Karsten Henco und Jürgen Schumacher – das Unternehmen DIAGEN, die Abkürzung steht für „genetische Diagnostik“. Mitte 1985 nahm die Firma als erste ihrer Art in NRW den Betrieb auf. Sie setzte auf die boomende Nachfrage nach Isolierungs- und Testtechnologien im Life-Science Bereich. Riesner: „Wir hatten – für unsere eigene Grundlagenforschung – spezielle Reinigungstechnologien für Nukleinsäure entwickelt. Darin sind wir immer noch weltweit führend.“

Umzug in die Nachbarstadt Hilden

1991 zog die Firma, die sich mittlerweile in QIAGEN umbenannt hatte, aus ihren ursprünglichen Räumen auf dem Henkel-Gelände in Düsseldorfs Nachbarstadt Hilden. QIAGEN ist heute der größte Arbeitgeber – und Steuerzahler – der Stadt. Das Unternehmen hat weltweit über 4.000 Mitarbeiter in mehr als 20 Ländern, darunter 1.300 im Stammsitz Hilden. Sein Börsenwert beträgt zur Zeit über fünf Milliarden Dollar.

Auch Prof. Hollenberg gründete ein Biotechnologie-Unternehmen, die Firma Rhein Biotech. Aus QIAGEN entstand als Ausgründung die Firma NewLab in Erkrath; sie wurde später vom US-Konzern Charles River Laboratories als „Unser Fuß in Europa“ gekauft. Dr. Karsten Henco, einer der vier QIAGEN-Pioniere und -Visionäre, verließ 1993 das Unternehmen und gründete in Hamburg mit dem Göttinger Nobelpreisträger Prof. Dr. Manfred Eigen die Firma Evotec. Aus

der Evotec ging die Firma DIREVO mit Sitz in Köln hervor, deren pharmazeutischer Teilbereich später an Bayer verkauft wurde. Auch die Kölner Uni-Biotechnologen blieben nicht untätig, in Bergisch-Gladbach ist ihr Unternehmen Miltenyi Biotec beheimatet.

Im Rückblick: Die Universitäten Düsseldorf und Köln waren die Ideengeber und Motoren der Biotechnologie in Nordrhein-Westfalen. Aus ihnen gründeten sich erfolgreiche Unternehmen. Die Großkonzerne wie Henkel und Bayer kamen erst zögerlich hinzu, gehören indes längst auch zu den Großen der Branche. Den Standort NRW schätzt Prof. Riesner als gut aufgestellt für die Biotechnologie ein, „die Universitäten hier sorgen für qualifizierten Nachwuchs an Biochemikern und Biophysikern.“ Ähnlich produktive Regionen gäbe es sonst nur rund um Heidelberg und München. Einziger Kritikpunkt Prof. Riesners bezüglich NRW: die sogenannte „Grüne Biotechnologie“. Denn neben den Anwendungsbereichen in der Medizin und Pharmazie („Rote Biotechnologie“), der Abfallwirtschaft („Graue Biotechnologie“), Technik und Umwelt („Braune Biotechnologie“), bei der Nutzung von Meeresressourcen („Blaue Biotechnologie“) und beim Einsatz in der Industrie („Weiße Biotechnologie“) kann sie auch bei Pflanzen und in der Landwirtschaft eingesetzt werden. „Die ‚Grüne Biotechnologie‘ wurde in NRW erfunden und wird heute weltweit eingesetzt. Und in Nordrhein-Westfalen ist sie verboten. Das ist ein Desaster!“

„Am Anfang stand die Ohnmacht“

Mit Nüchternheit und Pragmatismus: Wie NRW zu einer Landesverfassung kam

Wer als Verfassungsrechtler auf die Entstehung des Landes NRW zurückblickt, wird sich an die Worte K. Fischers erinnern: „Am Anfang stand die Ohnmacht“. Nahezu vier Jahre blieb NRW ein Land ohne Verfassung.

VON JOHANNES DIETLEIN

Als Abgeordnete des Landtages fun-
gierten zunächst 200 von der Mili-
tärbehörde ernannte Volksvertreter;
und auch die Mitglieder des ersten
Kabinetts waren von der Militäradministration
bestimmt worden. Holprig begannen auch die
Verfassungsberatungen im Lande, die schon
kurz nach ihrem Start in den Sog der Debatten
um das Bonner Grundgesetz gerieten. Das Land
reagierte – den Bedingungen der Zeit entspre-
chend – mit Nüchternheit und Pragmatismus:
Die Beratungen wurden ausgesetzt. Und nach-

dem das Grundgesetz aus der Taufe gehoben
worden war, passte man sich den neuen Realitä-
ten an. Anstatt – wie nach der Wiedervereini-
gung 1990 von den neuen Ländern praktiziert –
die eigene Verfassungshoheit durch Schaffung
eines bunten Straußes landesstaatlicher Eigen-
gewächse zu dekorieren, votierte man in den
wichtigen Fragen für eine weitgehende Über-
nahme der grundgesetzlichen Vorgaben – allen
voran bei den Grundrechten sowie bei den Re-
gelungen zum Verhältnis von Staat und Kirche,
die kurzerhand aus dem Grundgesetz „rezipiert“
wurden. Auch auf die Einführung einer Landes-
Verfassungsbeschwerde wurde mit Blick auf die
Beschwerdemöglichkeiten zum neu geschaffenen
Bundesverfassungsgericht (BVerfG) verzichtet.

Pragmatismus vor Originalität

Nüchternheit und Pragmatismus, nicht zu-
letzt das Streben nach inhaltlicher Kohärenz
mit dem Bonner Grundgesetz, behielten die
Oberhand und erhielten den Vorrang vor dem
Streben nach Originalität. Schlecht ist das Land
hiermit nicht gefahren. Die Landesverfassung
hat sich in den nachfolgenden Jahrzehnten als
erstaunlich stabil erwiesen. Dies musste unlängst
auch die mit hohen Erwartungen gestartete

Am 2. Oktober 1946 trat der
erste nordrhein-westfälische
Landtag im Düsseldorfer
Opernhaus zusammen.



Verfassungskommission erfahren, die lediglich marginale Änderungsvorschläge zu Papier brachte. Zumindest für die Landesverfassung ja kein ganz schlechtes Zeugnis!

Der nüchterne Blick für das Machbare hinderte im Übrigen nicht, dass die Landesverfassung mitunter auch wichtige Katalysatorfunktionen für gesamtstaatliche Entwicklungen entfaltete. So anerkannte die Landesverfassung schon im Jahre 1978 und damit lange vor dem berühmt gewordenen Volkszählungsurteil des BVerfG aus dem Jahre 1983 ein Grundrecht auf Datenschutz, dessen „Erfindung“ damit wohl zu Unrecht dem BVerfG zugeschrieben wird. Gleiches gilt für das Staatsziel Tierschutz, das ebenfalls bereits vor seiner Aufnahme in das Grundgesetz in der Landesverfassung verankert war. Immerhin wird man konstatieren müssen, dass die Landesverfassung im Bewusstsein der Bevölkerung nicht allzu präsent ist, was nicht zuletzt am Fehlen einer Verfassungsbeschwerdemöglichkeit zum Landesverfassungsgericht liegen dürfte.



Foto: LAV NRW R. RWB01440/13, Fotograf: C.A. Stachelscheid

Gladbeck, Meerbusch, Wesseling, Monheim – und vor allem den Verfassungsgerichtshof des Landes, der den vier Städten ihre Eigenständigkeit zurückgab und hiermit selbst ins Rampenlicht des politischen Geschehens rückte.

Gestärkt durch die Föderalismusreform 2006

Verfassungsrechtliche Konflikte hat es seither – wie sollte es anders sein – immer wieder gegeben: um die Zusammenlegung von Ministerien, um die sog. „Nullrunde“ für Beamte oder um die Finanzierung der Kommunen. Insgesamt aber sind sie die Konflikte im Rahmen des Üblichen geblieben und konnten durch den Verfassungsgerichtshof des Landes weithin befriedet werden. Die landesstaatlichen Institutionen haben ihre Balance gefunden. Zudem ging mit der Föderalismusreform des Jahres 2006 eine deutliche Stärkung des Landes auch im gesamtstaatlichen Verbund einher. Viele wichtige Themenfelder, die vormals im Bundestag verbindlich geregelt wurden, stehen heute auf der Agenda des Landtags. Und vielleicht mag es in den aktuellen Debatten etwa um das neue Naturschutzgesetz des Landes helfen, sich an das Erfolgsrezept der frühen Jahre zu erinnern, als man die großen Herausforderungen der Zeit mit Nüchternheit und Pragmatismus bewältigt hat.

Feierliche Eröffnung des Landtages am 2. Oktober 1946 im Düsseldorfer Opernhaus. Das Gebäude war der einzige Ort, der für die Konstituierung des Parlaments geeignet war; die Abgeordneten saßen im Zuschauerraum. Die Fahne der britischen Besatzungsmacht dominierte die Rückwand. Daneben die Wappen der alten Preußischen Rheinprovinz (links) und von Westfalen. Ein eigenes Landeswappen gab es noch nicht, es wurde erst 1948 eingeführt und 1953 gesetzlich verankert.

Reizthema Kommunalreformen

Aber nicht immer herrschte Harmonie zwischen dem Land und seinen Bürgern: Erbitterte rechtliche Auseinandersetzungen prägten die großen Kommunalreformen der 70er Jahre. Getrieben von der allgemeinen Planungseuphorie der ausgehenden 60er Jahre hatte sich der Landesgesetzgeber ans Werk gemacht, die kommunale Landkarte neu zuzuschneiden. Und dies mit dem Ergebnis, dass die vormals 39 kreisfreien Städten sowie 2.365 Gemeinden am Ende auf ganze 23 kreisfreie Städte und 396 Gemeinden „eingedampft“ wurden. Bis heute wird über Sinn oder Unsinn dieser durchaus brachialen Reformen diskutiert. Nüchternheit und Pragmatismus gehörten gewiss nicht zu den Fundamenten der damaligen Diskussion. Und der Vorwurf, dass die Politik seinerzeit der Magie verwaltungswissenschaftlicher Zahlenspiele erlegen sei, ist wohl nicht ganz von der Hand zu weisen. Immerhin gebär auch die Neugliederungsdebatte ihre Helden: nämlich die Städte

Der Autor, Prof. Dr. Johannes Dietlein, ist Lehrstuhlinhaber für Öffentliches Rechts und Verwaltungslehre.

Zeitgeschichte der Medizin

70 Jahre Medizin in Nordrhein-Westfalen

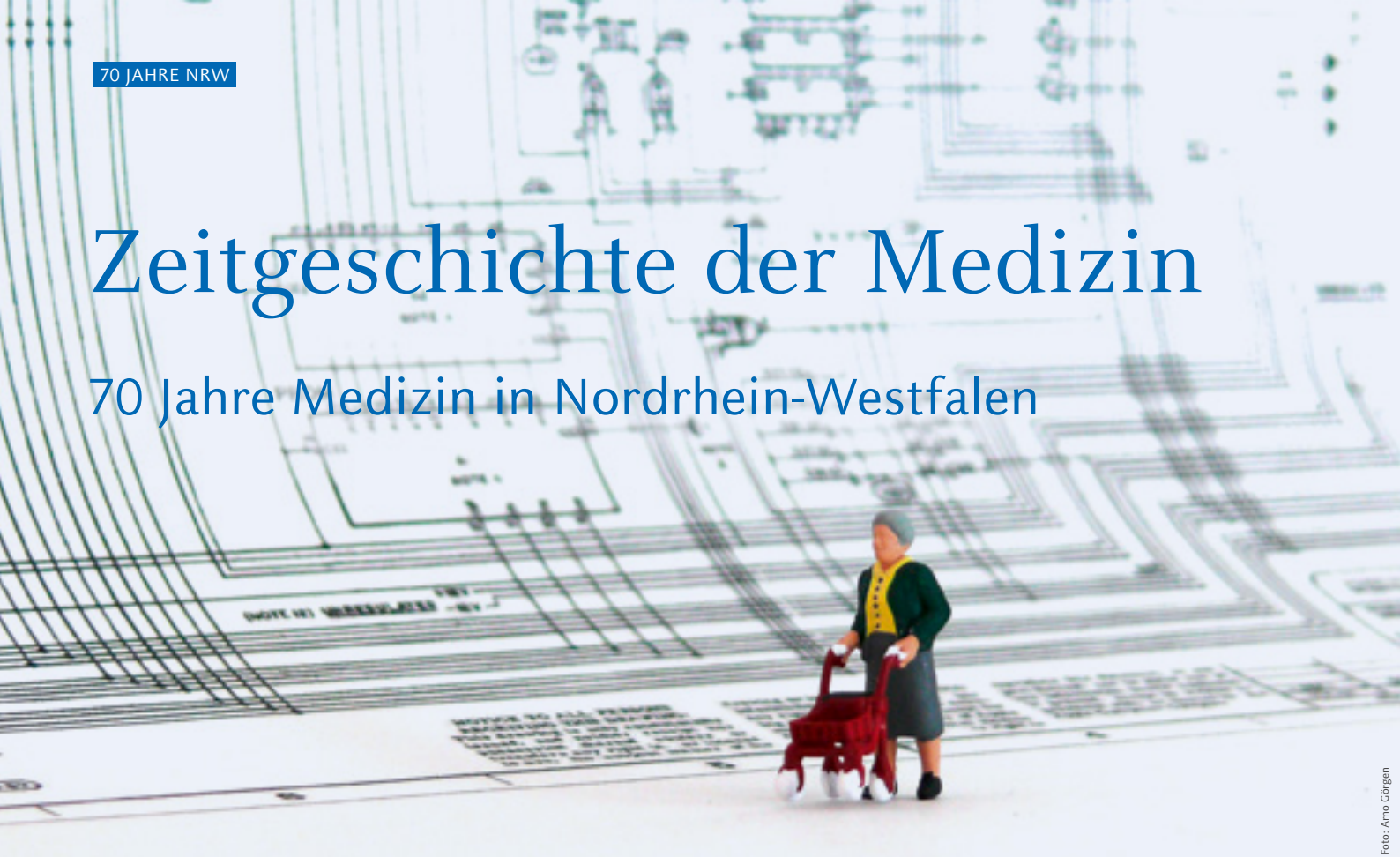


Foto: Arno Götgen

Seit 70 Jahren existiert das Bundesland Nordrhein-Westfalen. 70 Jahre sind in der Geschichte der Medizin keine lange Zeit. Gleichwohl hat die Medizin in diesen kurzen sieben Dekaden einen erheblichen Wandel erfahren, der nur unzureichend mit wenigen Worten dargestellt werden kann. Neben bahnbrechenden Entwicklungen in der medizinischen Forschung stehen eine Ausweitung von Therapiemöglichkeiten aber auch neue Herausforderungen, die sich beispielsweise aus der Veränderung des demographischen Bevölkerungsprofils ergeben haben.

VON HEINER FANGERAU

Exemplarisch und zusammenfassend sollen hier einige wissenschaftliche und gesellschaftliche Trends skizziert werden, die die Entwicklung der Medizin seit der Gründung des Landes Nordrhein-Westfalen in der Bundesrepublik Deutschland wie in den meisten Industriestaaten gekennzeichnet haben.

Seit den 1960er Jahren schreitet die Molekularisierung des medizinischen Wis-

sens, das heißt die Suche nach pathologischen und physiologischen Prozessen und Zusammenhängen auf subzellulärer Ebene ständig voran. Spätestens seit der Entschlüsselung der DNA bringt dieser Ansatz fast täglich neue Entwicklungsstränge der medizinischen Forschung hervor wie die Regenerative Medizin, die Personalisierte Medizin und jüngst die Individualisierte Medizin. Mit der Molekularisierung einher geht die Mathematisierung der Medizin. Zwar ist schon

seit dem 19. Jahrhundert die Statistik kaum mehr aus dem ärztlichen Denken wegzudenken, doch brachte gerade die Nachkriegszeit neue Ansätze des Studiendesigns und der Studienauswertung in Forschung und Therapieevaluation hervor, die quantitative Verfahren ins Zentrum der Betrachtung rückten. Diese veränderten auch das Verständnis der Autorität medizinischen Wissens. Auf eine

„Evidenzbasierte Medizin“

„eminenzbasierte“ Medizin, wie sie etwa noch Arztfiguren wie der TV-Arzt Professor Brinkmann aus der Schwarzwaldklinik der 1980er Jahre verkörpern konnte, folgte das Programm der so genannten „Evidenzbasierten Medizin“, die kurzgefasst Therapien nach der höchsten in Studien nachgewiesenen Wahrscheinlichkeit ihrer Wirkung bewertet. Es scheint so, als werde diese heute wiederum durch eine „Effizienzbasierte Medizin“ abgelöst, die nun das Verhältnis von Kosten und Nutzen einer Therapie zum Bewertungsmaßstab ihres Einsatzes erheben möchte. Verkörpert wird dieser Ansatz in Nordrhein-Westfalen etwa durch

Die Medizin hat sich in den letzten Jahren in den Industriestaaten rasant geändert, sie wurde zunehmend technisierter und ist als „moderne“ Medizin naturwissenschaftlich orientiert. Natürlich muss sie auch auf die demographische Entwicklung reagieren: Unsere Gesellschaft wird älter. „Schaltkreis 1“ nannte Arno Görgen, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Düsseldorfer Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin, seine Installation.

das 2004 gegründete Institut für Qualität und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen (IQWiG).

Flankiert werden diese beiden Trends durch die großen medizinischen Erfolge der Antibiotikatherapie oder der modernen Chirurgie und Anästhesie, deren volle Wirksamkeit sich ebenfalls nach 1945 entfalten konnte: Allein durch die

Forschungsarbeiten und klinische Versuche u. a. auch an nordrhein-westfälischen Universitätsstandorten trugen zu diesen Entwicklungen bei, die das Gesicht der Medizin im Vergleich zum 19. Jahrhundert maßgeblich veränderten. Neben dem Umstand aber, dass die hier skizzierte „moderne“ naturwissenschaftlich orientierte Medizin in ihrem Selbstverständnis jeden Tag neues Wissen hervorbringt, trugen vor allem auch gesellschaftliche Veränderungsprozesse zu einer Umgestaltung der Handlungsräume der Medizin bei.

Wie im Brennglas scheint dabei die Medizin soziologische und philosophische Zeitdiagnosen zu spiegeln, die für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts eine „soziale Beschleunigung“ (Hartmut Rosa), eine „Technisierung“ (Hans Blumenberg), eine „Medikalisierung“ (Peter Conrad) oder die Entstehung einer individualisierten „Risikogesellschaft“ (Ulrich Beck) konstatieren. All diese abstrakten Entwicklungen haben reale Auswirkungen auf die Medizin gehabt und dazu geführt, dass sie ihre heutige Gestalt angenommen hat.

Technisierte Medizin

Die Medizin ist in mehreren Hinsichten schneller geworden, zum einen reagiert das deutsche Notfallsystem relativ verlässlich schnell, zum anderen sind Arztbesuchszeiten und Krankenhausliegezeiten eher kürzer geworden. Die Medizin wird zusehends technisierter: Immer mehr und immer komplexere Geräte werden eingesetzt, um beispielsweise Puls, Blutdruck, Blutzucker, Gewicht und

andere Körperfunktionen zu diagnostischen und therapeutischen Zwecken zu (ver-)messen. In jüngerer Zeit hat in diesem Zuge die Telemedizin in viele Haushalte Einzug gehalten.

Die Medizin ergreift so immer mehr Lebensbereiche, die vormals eher der Domäne anderer gesellschaftlicher Subsysteme zugeordnet waren: Beispielsweise werden Lebensweisen und Lebensalter medizinisch verortet oder soziale Devianzen in medizinischen Deutungskategorien beschrieben. Zuletzt führt die Wahrnehmung permanenter Gesundheitsrisiken und der Wunsch des Sozialstaats nach einer gesunden Bevölkerung zur gleichzeitigen Individualisierung und Kollektivierung von präventiven medizinischen Maßnahmen, zur Ausbildung eines „präventiven Selbst“ (Martin Lengwiler, Jeanette Madarasz), das sich stets bemüht durch beispielsweise Sport und Ernährung oder auch durch die Ausrichtung der Lebensgestaltung an genetischen Risikoprofilen das ehemalige Schicksal des Krankseins auszuschalten.

Es ist eine Aufgabe der Zeitgeschichte der Medizin, diese soziologischen Zeitdiagnosen selbst wieder zu historisieren und so zu einem besseren Verständnis des Verhältnisses zwischen Medizin und Gesellschaft zu gelangen. Das Wunderbare an der zeithistorischen Betrachtung ist dabei ihre zukunfts-gewandte bewegliche Periodisierung, so dass der Rückblick in die Vergangenheit gleichzeitig den Weg in die Zukunft betrachtet. Ein siebzigster Geburtstag ist ein guter Grund, sich daran zu erinnern.

Der Autor, Prof. Dr. Dr. h. c. Heiner Fangerau, ist Lehrstuhlinhaber für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin.

Effektive Bekämpfung der Infektionskrankheiten

Möglichkeit der effektiven Bekämpfung von Infektionskrankheiten hat sich in der praktischen Medizin im 20. Jahrhundert eine wahre Revolution vollzogen. Gleichzeitig erlebte in diesem Kontext das Land NRW in Debatten um die öffentliche Gesundheit raumgreifende Debatten etwa um die Anti-AIDS Kampagnen der im Land ansässigen Bundeszentrale für Gesundheitliche Aufklärung oder um die heutige Impfmüdigkeit und ihre Gefahren.

Die chirurgischen Behandlungsmöglichkeiten wiederum wurden seit den 1960er Jahren ebenfalls um ein spektakuläres Inventar erweitert. Neben der in der direkten Nachkriegszeit eröffneten Möglichkeit mit Hilfe einer Herz-Lungen-Maschine Operationen am offenen Herzen vorzunehmen (Düsseldorf gehörte hier mit zu den bundesdeutschen Vorreitern), stehen revolutionäre Weiterentwicklungen wie die in den 1960er Jahren entwickelte Möglichkeit Organe zu transplantieren, mit all den folgenden gesellschaftlichen Diskussionen, die von der Frage des Hirntods bis zur gerechten Verteilung der Organe reichen.

Die „Auferstehung der Kultur“

Aus den Trümmern zur interkulturellen Literatur: 70 Jahre Literaturland NRW



VON VOLKER C. DÖRR

Als das Bindestrich-Land Nordrhein-Westfalen 1946 von der britischen Besatzung zusammengefügt wurde, lagen große Teile der Innenstädte an Rhein und Ruhr buchstäblich noch in Trümmern. Sprichwörtlich in Trümmern lag das kulturelle Leben; denn mit den Innenstädten waren auch Konzert- und Opernhäuser sowie Museen zerstört worden. Für lange Zeit ging es in Deutschland dann nicht um eine Aufarbeitung der Vergangenheit und die Frage nach politischer wie moralischer Verantwortung, sondern um den Wiederaufbau des Landes und um das, was Theodor W. Adorno 1951 durchaus kritisch als „Auferstehung der Kultur“ apostrophiert hat.

der in den 1930er-Jahren Leiter der „Staatlichen Landesstelle für das volkstümliche Büchereiwesen“ in Jena gewesen war, sich nach dem Krieg auf etwas merkwürdige Weise für seinen Verlag den Namen von Gustav Kiepenheuer sicherte (der kurz nach Vertragsunterzeichnung verstarb) und eine tragende Rolle in den staatlich geförderten anti-kommunistischen Umtrieben der 1950er- und 1960er-Jahre spielte.

Heute ist sein Kölner Verlag einer der renommiertesten literarischen Verlage Deutschlands, worauf auch dessen Lektor Dieter Wellershoff entscheidend hingewirkt hat. Wellershoff förderte vor allem in den 1960er-Jahren junge Autoren, die unter dem Begriff „Kölner Schule“ zusammengefasst wurden

Dem fernen Rückblick mag es so scheinen, als sei die deutsche Literatur im Jahre 1947 von einer Gruppe junger Autoren, die ihr Gründungsjahr im Namen führte, auf den Trümmern des Alten wie auf einer „Tabula rasa“ neu erschaffen worden. Und in der Tat ist „Trümmer“ eine der zentralen Metaphern der Zeit, schon lange bevor Heinrich Böll 1952 den Begriff der „Trümmer-Literatur“ prägte.

Tatsächlich aber herrscht im Kulturellen wie im Politischen unter einer ‚entnazifizierten‘ Oberfläche allenthalben Kontinuität – das betrifft vor allem Personen, aber auch die Strukturen. Paradigmatisch ist hier etwa der Verleger Johann Caspar Witsch zu nennen,

Der Kölner Autor und spätere Nobelpreisträger Heinrich Böll (1917 bis 1985) gehörte zu den prägenden Köpfen der frühen nordrhein-westfälischen Literaturszene.

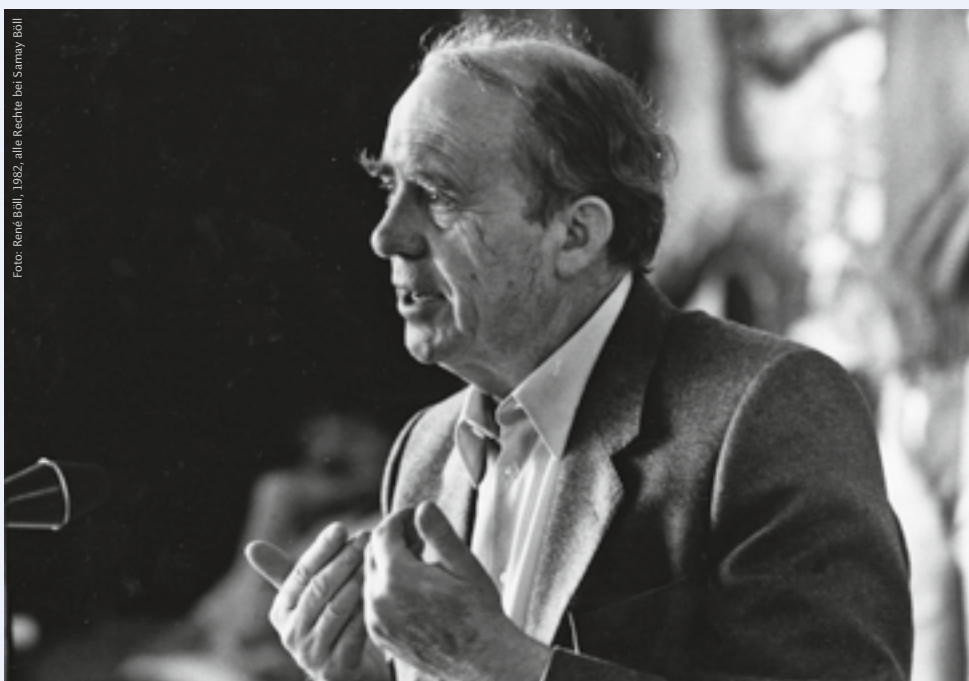


Foto: René Boll, 1982, alle Rechte bei Samay Böll



► Emine Sevgi Özdamar, 1946 in der Türkei geboren, ist eine deutsch-türkische Schriftstellerin, Schauspielerin und Regisseurin. „Zwischen der Gastarbeiterliteratur der 1980er Jahre und der Abgeklärtheit der dritten Generation nimmt sie eine Zwischenstellung ein“, notiert Wikipedia. Im Wintersemester 2006/07 war Özdamar Heine-Gastprofessorin an der Düsseldorfer Universität. Rahmenthema war damals „Was darf Kunst?“

– unter ihnen Günter Seuren und Nicolas Born sowie Rolf Dieter Brinkmann. Mit seinem Konzept eines „Neuen Realismus“ und dessen Rekurs auf den französischen Nouveau Roman gehört Wellershoff zu denen, die die deutsche Literatur wieder in einen produktiven Dialog mit der europäischen gebracht haben.

Verstärkt vor allem in den 1960er- und 1970er-Jahren behauptete neben dem Rheinland auch Westfalen seinen Platz auf der kulturellen Landkarte Deutschlands: unter dem Stichwort „Literatur der Arbeitswelt“. Zu den publikumswirksamen Autoren zählt dabei der lange in Dortmund ansässige, 2005 dort verstorbene Max von der Grün. Aber das Archiv des Dortmunder Fritz-Hüser-Instituts zeigt heute deutlich die Vielfalt dieser Literatur auch unterhalb der Wahrnehmungsschwelle einer breiten Öffentlichkeit.

„Gastarbeiterliteratur“ in NRW

In den historischen Kontext einer auf das Arbeitsleben bezogenen Literatur gehört auch, gerade in NRW mit seiner früh schon großen Zahl an Arbeitsmigrantinnen und -migranten, die ab den 1980er-Jahren wahrgenommene, damals unbefangenen so genannte „Gastarbeiterliteratur“. Deren Autorinnen und Autoren haben sich (heute unter der Verlegenheitsrubrik „Migrantenliteratur“) inzwischen von der Forderung emanzipiert, ihre Werke müssten unbedingt die Entfremdung des prototypischen anatolischen Gastarbeiters darstellen und dabei den deutschen Lesern einen Spiegel vorhalten. Längst gehört diese Literatur fraglos zur deutschen oder eben auch nordrhein-westfälischen Literatur – und sie zeigt, dass spätestens die Literatur der Gegenwart immer interkulturell ist. Eine

kaum zu überschätzende Rolle in diesem Emanzipationsprozess spielte die Düsseldorf eng verbundene, aus der Türkei stammende Romanautorin Emine Sevgi Özdamar.

Erstes „Literaturbüro“ 1980 in Düsseldorf

Öffentliche Geldgeber, die Kommunen, aber auch das Land NRW, fördern inzwischen nicht nur die Archivierung von Literatur aus NRW, sondern auch die Rezeption und Produktion von Literatur in NRW – vermittelt durch Literaturhäuser und -büros. Das 1980 als erstes deutschsprachiges Literaturbüro überhaupt gegründete „Literaturbüro NRW“ in Düsseldorf etwa veranstaltet heute eine Fülle von Lesungen, aber z. B. auch Workshops für nicht-professionelle Autorinnen und Autoren oder für Schülerinnen und Schüler.

Auf den ersten Blick erscheint ein Bundesland mit Bindestrich weniger natürlich als eines ohne, wie etwa Bayern; andererseits weiß die Kulturwissenschaft heute, dass Länder, wie alle Kollektive, sowieso keine natürlichen Gegenstände sind, sondern imaginäre Erzeugnisse kultureller Konstruktionen. Und als eine solche imaginierte Gemeinschaft kann auch ein Land mit Bindestrich ein (inter-)kulturelles Gedächtnis haben und seinen Einwohnern eine kollektive Identität anbieten (ohne die der Mensch als politisches Tier wohl schwerlich auskommt); bei dessen Konstitution spielt, trotz aller medialen Umbrüche der letzten Jahrzehnte, Literatur nach wie vor eine wesentliche Rolle. In diesem Sinne: Alles Gute zum 70., Literaturland NRW!

Der Autor, Prof. Dr. Volker C. Dörr, ist Lehrstuhlinhaber für Neuere Deutsche Literatur.

Von der Kohle zur Kreativität?

Beschäftigungsentwicklung und Strukturwandel im Ruhrgebiet

Der 70. Geburtstag des Landes Nordrhein-Westfalen ist ein Grund zum Feiern. Aber ein Vergleich der längerfristigen wirtschaftlichen Entwicklung NRWs mit anderen Regionen trübt die Feierstimmung. Schaut man sich etwa das regionale Beschäftigungswachstum an, dann finden sich in den Top-100 der insgesamt 325 westdeutschen Landkreise gerade mal sechs aus NRW.

VON JENS SÜDEKUM

Coesfeld liegt dabei an der Spitze, kommt aber bloß auf Platz 35 und ist somit weit von den Medaillenträngen entfernt. Umgekehrt sind unter den zehn Kreisen mit dem schwächsten Wachstum insgesamt sechs aus unserem Bundesland! Düsseldorfs Platzierung auf Rang 243 ist dabei alles andere als rosig, zumal Köln auf Platz 219 weiter vorne liegt. Besonders düster wird das Bild, wenn man ins Ruhrgebiet schaut, dessen Landkreise weit abgeschlagen auf den letzten Plätzen rangieren.

Diese niederschmetternde Diagnose wirft zwei Fragen auf: Wie konnte es dazu kommen? Und was kann man tun? Bei der Suche nach den Ursachen neigen viele Bürger am Rhein und vor allem an der Ruhr dazu, die Schuld bei sich selber zu suchen. Es seien vor allem hausgemachte Probleme die erklären, warum wirtschaftliche Dynamik anderswo in Deutschland stattfindet: Mangelnde Innovationsbereitschaft der hiesigen Unternehmen, Schlafmützigkeit bei der Entdeckung neuer Märkte und eine miserable Wirtschaftspolitik, die von Kirchturmdenken und regionalem Kleinklein geprägt ist, die es aber nicht schafft,

die richtigen Rahmenbedingungen für ein besseres Wachstumsklima zu setzen. Die zehnmal höheren Wachstumsraten in Bayern und Baden-Württemberg seien also kurzum dadurch zu erklären, dass die dortigen Unternehmer eben zehnmal cleverer seien und die Landes- und Kommunalpolitik zehnmal besser.

Bescheidenheit ist zwar eine Zier. Aber eine solche Analyse, bei der sich NRW selber kleinredet, greift zu kurz. Sicherlich wurden Fehler gemacht, in den Unternehmen wie in der Landespolitik. Vielleicht auch schwerere Fehler als anderswo, so dass wir in der Hitparade weiter hinten gelandet sind als es andernfalls der Fall gewesen wäre.

Massiver Strukturwandel

Aber der Hauptgrund für die schlechte Position NRWs beim Vergleich des regionalen Beschäftigungswachstums ist der massive Strukturwandel, der in den 1970er Jahren einsetzte und seit 1990 enorm an Fahrt gewonnen hat. Die nordrhein-westfälische Wirtschaft war tradi-

tionell auf Sektoren des verarbeitenden Gewerbes spezialisiert: Kohlebergbau, Roheisen- und Stahlerzeugung, aber auch verwandte Bereiche wie Gießereien oder bestimmte Segmente der Automobilindustrie. Dieses Spezialisierungsmuster hat dem Land über lange Zeit hinweg einen enormen Wohlstand beschert.

Im Zuge der Globalisierung entwickelten aber Länder in Asien und Osteuropa, allen vor-

Landkreise sind unterschiedlich erfolgreich darin, den Strukturwandel hin zu zukunftssträchtigen Industrien und modernen Dienstleistungen umzusetzen. Ostwestfalen und das Münsterland stehen relativ gut da. Viel größere Probleme gibt es im Bergischen Land. Selbst innerhalb des Ruhrgebiets klaffen Unterschiede. So gibt es etwa in Dortmund echte Erfolgsbeispiele, wie die Versicherungswirtschaft oder die Erwachsenen-

Foto: istockphoto.com – audio



So stellt man sich das Ruhrgebiet vor: als Industrielandschaft. Aber längst hat sich auch hier ein Strukturwandel vollzogen. In einigen Städten wuchs der Dienstleistungssektor sogar schneller als im Bundesdurchschnitt.

ran China, einen so genannten „komparativen Vorteil“ in diesen Branchen. Das bedeutet, dass diese Länder viele der in NRW produzierten Güter zu geringeren Lohnstückkosten herstellen konnten – oftmals zwar in geringerer Qualität, aber dafür zu einem deutlich geringeren Preis.

Weltmarktanteile verloren

Die deutsche Industrie verlor Weltmarktanteile in importkonkurrierenden Sektoren und das setzte die heimische Beschäftigung unter Druck. NRW war hiervon viel stärker betroffen als andere deutsche Regionen, die mit günstigeren Spezialisierungsmustern in die Globalisierung gestartet sind und enorm profitiert haben. Gegen diesen „Mega-Trend“ kann man zwar mit Instrumenten der Regional- oder Wirtschaftsförderungspolitik ankämpfen. Aber ihn in kurzer Zeit komplett wettmachen zu wollen, ist eine illusorische Vorstellung.

Das bedeutet im Umkehrschluss nicht, dass man einfach die Hände in den Schoß legen kann. Im Gegenteil: Die nordrhein-westfälischen

Landkreise, die dort weit schneller als im Bundesdurchschnitt gewachsen sind. Die heimlichen Stars im Ruhrgebiet sind aber Essen und der kleine Landkreis Bottrop. Zwar konnten auch dort die massiven Beschäftigungsverluste in der Industrie nicht komplett durch neue Jobs kompensiert werden, aber es hat vergleichsweise besser funktioniert als in Duisburg oder Gelsenkirchen, wo man nur sehr wenige Hoffungsschimmer in den Daten findet.

Auch bei diesen Beispielen muss man aufpassen, den Einfluss lokaler Wirtschaftsförderungs- und Clusterpolitik nicht zu überschätzen. Der ökonomische Erfolg einer Region wird nicht von der Bezirksregierung festgelegt, sondern ergibt aus einem komplexen Zusammenspiel vieler Marktfaktoren. Aber ein detaillierter Vergleich der Wachstumsanatomie deutscher Landkreise kann dazu beitragen, die lokale Wirtschaftspolitik in NRW so zu gestalten, dass man in der Wachstumshitparade wieder weiter nach oben klettert.

Der Autor, **Prof. Dr. Jens Südekum**, ist Lehrstuhlinhaber für Volkswirtschaftslehre, insbesondere International Economics/ Düsseldorf Institute for Competition Economics.

Wie und wo lebten die ersten Zellen?

Evolutionsbiologie: „LUCA“ ist der gemeinsame Vorfahr allen Lebens

Das Leben begann in einer eisenreichen heißen Tiefseequelle. Dies ist das Ergebnis von Biologen um Prof. Dr. William Martin vom Institut für Molekulare Evolution der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Durch genetische Vergleiche heute lebender Zellen fanden sie die Eigenschaften von „LUCA“, dem gemeinsamen Vorfahren allen Lebens. In der Fachzeitschrift „Nature Microbiology“ beschreiben sie, wie sein Stoffwechsel und seine Lebensbedingungen beschaffen waren.

VON ARNE CLAUSSEN

Wie und wo haben die ersten Zellen auf der frühen Erde gelebt? Und wovon haben sie sich ernährt? Nach einer neuen Düsseldorfer Studie lebte der gemeinsame Vorfahr allen Lebens (engl. last universal common ancestor, kurz LUCA) vor ca. 3,8 Milliarden Jahren an einer heißen Tiefseehydrothermalquelle. Er benötigte keinen Sauerstoff und ernährte sich von Wasserstoff und Kohlendioxid: Gase, die an Tiefseequellen stets reichlich vorhanden sind. Er konnte Stickstoff fixieren, sein Stoffwechsel benötigte als Katalysatoren Metalle. LUCA stellt das Bindeglied zwischen dem chemischen Ursprung des Lebens und den ersten freilebenden Zellen dar, die Entschlüsselung seiner Eigenschaften ist ein bedeutender Schritt im Studium der frühen Evolution.

Prof. Dr. William Martin und seine Kollegen vom Institut für Molekulare Evolution der HHU setzen bei den Genen moderner Organismen an und lasen aus diesen heraus, wie und wo LUCA lebte. Aus bisherigen Studien war bekannt, dass LUCA genetische Informationen speichern und ablesen konnte. Es existierte jedoch bisher keine Informationen darüber, wie und wo LUCA gelebt hat. Die Forscher analysierten die Sequenzinformation in 6,1 Millionen proteinkodierenden Genen von rund 2.000 Prokaryoten – den einfachsten Einzellern, zu

denen Bakterien und Archaeen gehören. Sie wollten alle Gene finden, deren Spuren in der Stammesgeschichte bis hin zu LUCA zurückverfolgt werden können. Als wichtigstes Ergebnis ihrer Arbeit präsentieren die Forscher eine Liste von 355 Genen, die LUCA demnach besaß und die über die Lebensweise und das Habitat von LUCA Aufschluss geben.

Gemeinsamer Vorfahr war ein Anaerobier

Aus den 355 Genen schließt man, dass der gemeinsame Vorfahr allen Lebens ein Anaerobier war, d. h. er benötigte keinen Sauerstoff zum Leben. Er gedieh bei Temperaturen um die 100°C. Seinen Stoffwechsel betrieb er mithilfe von Kohlendioxid, Wasserstoff und Stickstoff, seinen Energiebedarf deckte er aus einfachen chemischen Reaktionen, ohne Hilfe von Licht. Darüber hinaus fand man im Stoffwechsel des gemeinsamen Vorfahren Hinweise auf eine wichtige Rolle von Übergangsmetallen wie Eisen, Nickel und Molybdän sowie anderer Elemente wie Schwefel und Selen. LUCAs Stoffwechsel hatte somit Ähnlichkeiten mit dem einiger heute noch lebender Organismengruppen, vor allem mit den acetatbildenden



„WIR HABEN NICHT NUR EINE
REIHE URSPRÜNGLICHER GENE
ENTDECKT, WIR HABEN AUCH
DIE ORGANISMEN IDENTIFI-
ZIERT, IN DENEN DIESE GENE
HEUTE VORKOMMEN.“

Prof. Dr. William Martin

Foto: Silvia Reimann



Foto: Lukas Piel

Prof. Martin und Mitarbeiter seines Forschungsteams. Eine besondere Rolle spielt die Bioinformatik.

Clostridien (bei den Bakterien) und den methanbildenden Methanogenen (bei den Archaeen).

Die neuen Daten unterstützen die Theorie, dass das Leben an Tiefseehydrothermalquellen entstand und dass die ersten dort lebenden Organismen Autotrophe waren – Organismen, die alle ihre essentiellen Nährstoffe wie Aminosäuren und Vitamine aus Kohlendioxid selbst synthetisieren. Prof. Martin weist auf die wichtigen Implikationen für weitergehende Untersuchungen hin: „Wir haben nicht nur eine Reihe ursprünglicher Gene entdeckt, wir haben auch die Organismen identifiziert, in denen diese Gene heute vorkommen.“ Diese Gruppen besiedeln heute noch die Habitate (Tiefseequellen und karge Erdkruste), die die Forscher für LUCA gefunden haben. „Alles spricht dafür“, so Prof. Martin weiter, „dass sie die ökologische Nische, in der das Leben vor rund vier Milliarden Jahren entstand, nie verlassen haben.“

Somit können die Mikrobengemeinschaften an heutigen Tiefseequellen direkte Einblicke in das Leben der ersten Mikroben gewähren – als hätte eine Zeitmaschine das Urhabitat

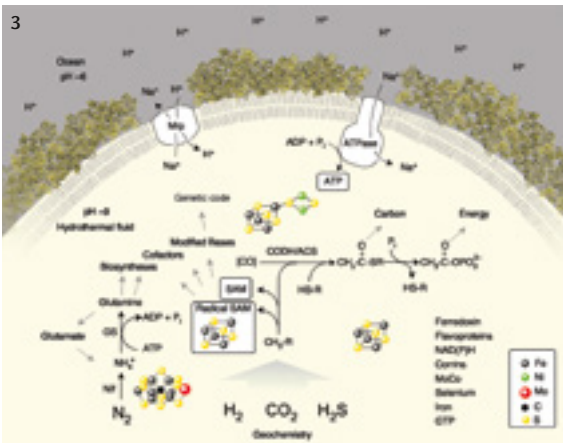
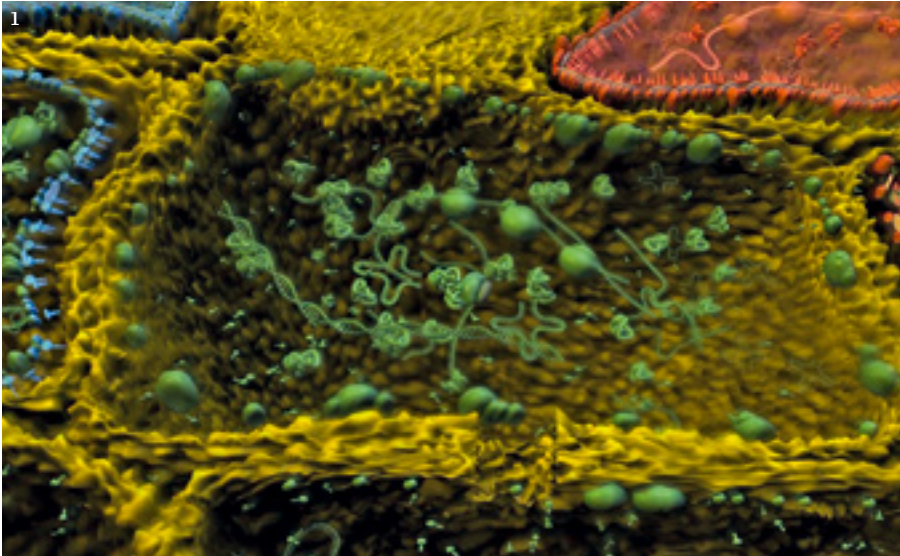
der ersten Zellen bis in die Gegenwart befördert.“ Prof. Dr. James McInerney, Evolutionsbiologe von der University of Manchester, schreibt in einem begleitenden Kommentar zur Düsseldorfer Veröffentlichung: „Diese Einblicke in den Stoffwechsel vom letzten universellen gemeinsamen Vorfahren liefern Erkenntnisse über die Lebensweise der Organismen, die gelebt haben, bevor es zur Ur-Spaltung der Prokaryoten in Bakterien und Archaeen kam. Die neue Studie gibt uns einen faszinierenden Einblick in das Leben vor vier Milliarden Jahren.“

Suche nach extraterrestrischem Leben

Die Studie hat auch Konsequenzen für die Spurensuche nach Leben anderswo in unserem Sonnensystem. Sind unsere zellulären Vorfahren an Hydrothermalquellen entstanden, so hat die Sonne beim Ursprung des Lebens keine essentielle Rolle gespielt. Das Leben wäre aus rein geochemischer Energie hervorgegangen. Auf Enceladus, einem der Saturnmonde, gibt es Hinweise für die Existenz von solcher geochemischer Energie in Form von hydrothermaler Aktivität. „Ob dort die Geochemie Schritte in Richtung Leben unternimmt, bleibt eine spannende Frage“, so Prof. Martin.

„ALLES SPRICHT DAFÜR DASS SIE DIE ÖKOLOGISCHE NISCHE, IN DER DAS LEBEN VOR RUND VIER MILLIARDEN JAHREN ENTSTAND, NIE VERLASSEN HABEN.“

Prof. Dr. William Martin, Institut für Molekulare Evolution



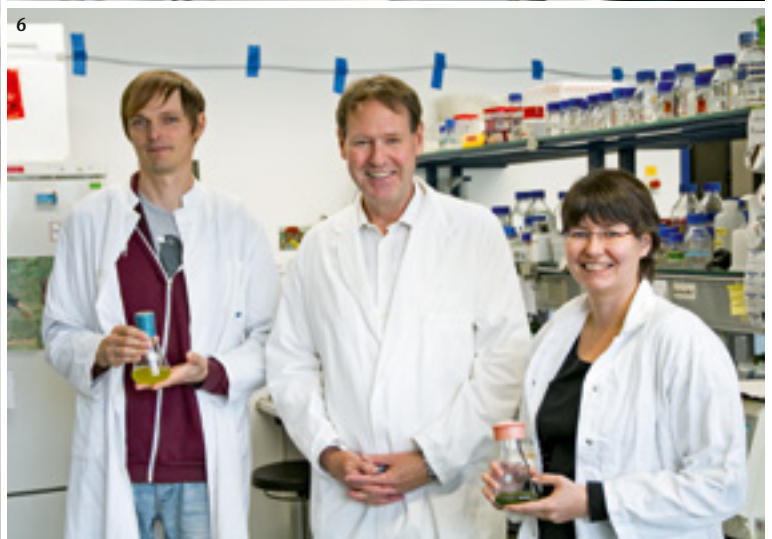
1: Als 3-D-Animation: So könnte LUCA aussehen.

2: Der „Mini-Reaktor“, mit dem das Team arbeitet.

3 Die Grafik zeigt den Stoffwechsel von LUCA.

5: Prof. Martin ist seit 1999 an der HHU.

6: Prof. Martin mit Dr. Mayo Röttger, der die laufende Arbeit des Instituts zur Bioinformatik leitet und Dr. Verena Zimorski. (4) Sie leitet die Forschung zur chemischen Evolution.



„Wir haben LUCA ein Gesicht gegeben!“

Interview mit dem Evolutionsbiologen Prof. William Martin

VON ROLF WILLHARDT UND ARNE CLAUSSEN

MAGAZIN: Prof. Martin, nachdem Ihre Publikation im Sommer in der Fachzeitschrift „Nature Microbiology“ erschienen war, überschlugen sich sozusagen die Ereignisse. Die Presse-Resonanz war sensationell, nicht nur Fachjournale reagierten, auch die internationale Presse berichtete über „LUCA“, sei es die New York Times, die Washington Post, El País oder DIE ZEIT. Überrascht?

William Martin: Total! Damit hatten wir alle nicht gerechnet. Aber es freut uns natürlich sehr. Die Menschen scheinen sich offenbar für den Ursprung des Lebens zu interessieren. Auch wenn LUCA vor Milliarden von Jahren existierte: Er gehört zu unserer „Familie“.

MAGAZIN: Wie lange hat wer an der Studie gearbeitet?

William Martin: Die Studie ist ein genuines Düsseldorfer Produkt, sie entstand an meinem Institut. Einen sehr großen Anteil hatten dabei unsere Bioinformatiker. Sie haben die Berechnungen auf den Hochleistungscomputern unseres Zentrums für Informations- und Medientechnologie, also dem

ZIM, gemacht. Wir wussten am Anfang nicht, wie lange es überhaupt dauern würde, die Arbeitsvoraussetzungen zu schaffen, also wie lange wir für die Programmentwicklung benötigten und wie viel Rechenzeit wir brauchen würden. Wir hatten zwischen sechs und acht Monaten geschätzt. Am Ende brauchten wir, von der Konzeption bis zum Ergebnis, rund ein Jahr.

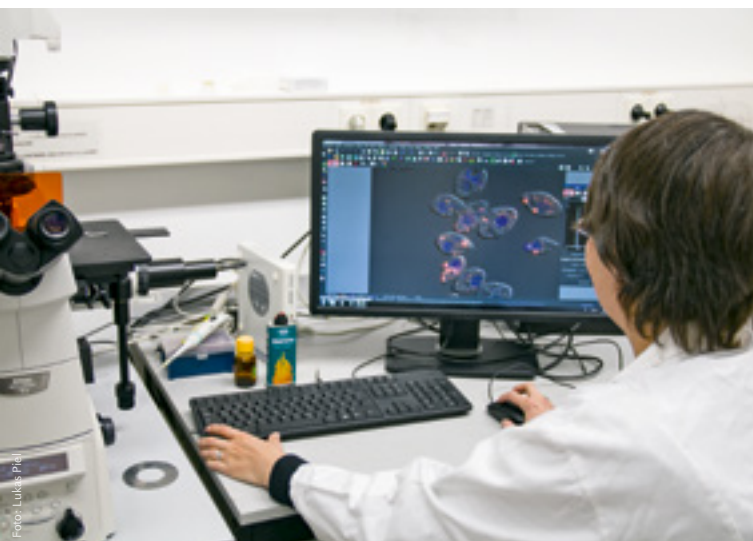
MAGAZIN: Wer hat die Studie finanziert?

William Martin: Der European Research Council, also der Europäische Forschungsrat. Damit konnten wir fünf Mitarbeiter, Doktoranden und PostDocs finanzieren.

MAGAZIN: Haben Sie mit Originalmaterial gearbeitet, also mit Gesteins- oder Sedimentproben aus der Tiefsee? Also aus der Region, wo die Hydrothermalquellen zu finden sind, die heute noch ein ähnliches Umfeld bilden, in dem LUCA entstanden ist?

William Martin: Nein, die Studie ist eine reine Computeranalyse und basiert auf Material von öffentlichen Genom-Datenbanken. Die Geologen sagen: „Die Erde schreibt ihre eigene Geschichte in Gesteinsschichten auf.“ Und die werden dann analysiert. Auch das Genom trägt seine eigene Geschichte in sich. Und das muss dann entschlüsselt werden. Wir konnten auf die genetischen Daten von rund 2.000 Bakterien und Archaeen, also Urbakterien, zurückgreifen, deren Genom bereits vollständig entschlüsselt ist. Insgesamt waren das rund 6 Millionen Gene. Bei unserer Analyse wurden riesige Datenmengen verglichen. Ein zentraler Punkt war dabei das Datenhandling, das Dr. Shijulal Nelson-Sathi durchführte. Die Computeranalyse fand im ZIM, statt. Die Computer dort haben einen besonders großen Arbeitsspeicher, 16 Terabyte RAM. Das ZIM war übrigens sehr flexibel bei der Vergabe für Rechenzeit, so dass es möglich war, in verschiedenen Testläufen die Programme auszuprobieren. Zur Größenordnung: Wir mussten 6 Millionen Gene miteinander vergleichen und haben schließlich 11.000 gefunden, die sowohl bei Archaeen als

Forschung ohne Computer? Heute undenkbar.



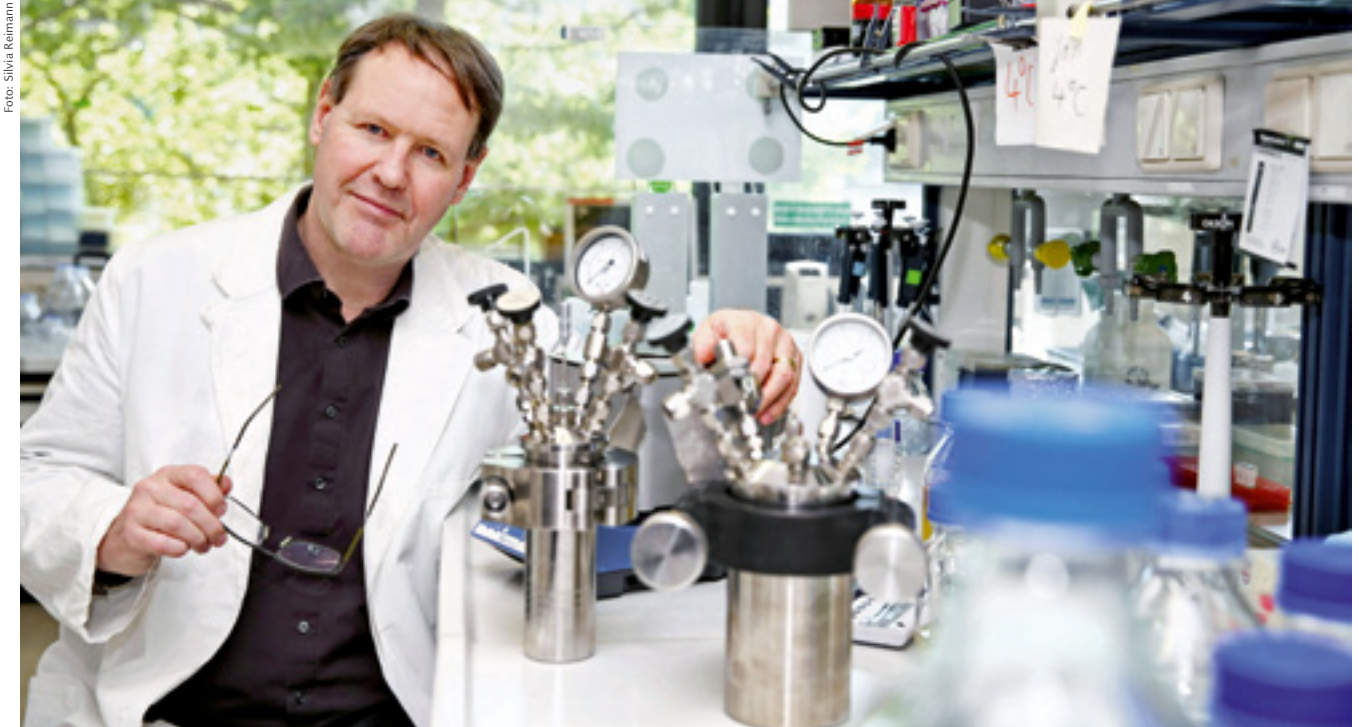


Foto: Silvia Reimann

Prof. „Bill“ Martin wurde 1957 in den USA geboren und lebt seit 1981 in Deutschland. Er ist ein international geschätzter Evolutionsbiologe.

auch bei Bakterien vorkommen. Von diesen konnten wir schließlich 355 auf LUCA zurückführen. Diese Gene geben LUCA ein Gesicht, sie verraten uns, unter welchen Bedingungen LUCA gelebt hat, wie seine Umgebung aufgebaut war und über welche Stoffwechselprozesse LUCA Energie produziert

LUCA-Gene im menschlichen Genom

hat. Das zeigt: LUCAs Umwelt unterscheidet sich ganz grundsätzlich von unserer Umwelt, sie wäre für uns komplett lebensfeindlich. Aber es gibt auch heute immer noch Organismen, die ähnlich leben wie LUCA vor Milliarden Jahren. Sie leben in bestimmten Hydrothermalquellen, die man in einem „Lost City“ genannten Gebiet im Atlantis-Massiv im mittleren Atlantik gefunden hat.

MAGAZIN: LUCA war noch keine freie Zelle, sie haben ihn als „halb-lebend“ und „lebenden Stein“ bezeichnet, denn er existiert im porösen Gesteinsmaterial der Hydrothermalquellen. Aber aus LUCA, so Ihre Theorie, entwickelte sich alles heutige Leben: Bakterien, Pilze, Pflanzen, Tiere und letztlich auch der Mensch. Was haben wir Menschen mit LUCA gemein?

William Martin: Es gibt immer noch LUCA-Gene, die sich im menschlichen Genom wiederfinden. Diese Gene sind vor allem für die Informationsspeicherung und -umsetzung verantwortlich, das heißt die Herstellung von Eiweißen nach den genetischen Vorgaben. Spannend bei LUCA sind die Gene, die Aufschluss geben über dessen Stoffwechsel und damit die Umgebung, in der LUCA gelebt hat. Diese Gene lassen den

Schluss zu, dass LUCA in metallreichen Hydrothermalquellen lebte und Wasserstoff als Energiequelle nutzte.

Einen Hinweis darauf gibt, dass wir viele Metalle in den alten Proteinen gefunden haben, die in LUCAs Genen kodiert sind. Das sind Metalle, die in den Hydrothermalquellen vorkommen und an denen katalytische Prozesse stattfinden, die letztlich Wasserstoff liefern. LUCA hat diese Urkatalyse gleichsam in seine Proteine kopiert und so die Prozesse, die in seiner Umgebung stattfinden, einverleibt. Die Gemeinsamkeit zwischen Mensch und LUCA ist aber vor allem eine qualitative, nämlich die Beschreibung von „Was ist Leben?“ Danach ist Leben eine chemische Reaktion, bei der Energie freigesetzt wird. Und diese Energie wird dann für andere Reaktionen quasi „angezapft“.

► **Kontakt:** Prof. Dr. William Martin, Institut für Molekulare Evolution, Tel. 0211 81-13011, bill@hhu.de

Vita Prof. Dr. William Martin

Prof. Dr. William Martin wurde 1957 in Bethesda, Maryland (USA), geboren. 1981 bis 1985 studierte er an der Universität Hannover Biologie (Diplom). Anschließend wechselte er an das Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung, Köln. 1988 promovierte „Bill“ Martin. Als PostDoc arbeitete er ab 1989 am Institut für Genetik der Technischen Universität Braunschweig, dort habilitierte er sich 1992 im Fach Botanik. 1999 nahm Prof. Martin eine C4-Professur im Fach „Ökologische Pflanzenphysiologie“ an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf an, die 2011 in „Molekulare Evolution“ umgewidmet wurde. Prof. Martin ist Träger zahlreicher nationaler und internationaler Auszeichnungen. Seit 2008 ist er Mitglied der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften.

Die shintoistische Hochzeit – eine echt japanische Trauung?

Um 1900 wurde für den Kronprinzen die „echte japanische Hochzeit“ erfunden.

Am 10. Mai 1900 heiratete der japanische Kronprinz Yoshihito in einer aufwändigen Hochzeit die Prinzessin Sadako. Doch die Zeremonie war nicht nur die Eheschließung des späteren Kaiserpaares – es war die Erfindung des japanischen Hochzeitsrituals, die Geburtsstunde der Shinto-Zeremonie, die – spätestens nach dem 2. Weltkrieg – als die ur-japanische Form der Hochzeit bekannt werden sollte.

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Dr. Elisabeth Scherer, die derzeit den Lehrstuhl für Modernes Japan I (Kulturwissenschaft) im Institut für Modernes Japan vertritt, beschäftigt sich seit einigen Jahren mit japanischen Hoch-

zeitszeremonien. Die Erfindung der shintoistischen Hochzeit 1900 ist auch deshalb so spannend, weil hier eine Zeremonie geschaffen wurde, die zugleich die nationale japanische Identität befördern sollte. Durch die Gestaltung ei-

ner shintoistischen Zeremonie wurde ein Gegenpol zu den westlichen Hochzeiten gesetzt, die auch ihre jeweilige „nationale Religion“ zelebrieren. Zudem sollte „so die Bevölkerung, die sich bislang eher an den Gebräuchen ihrer Kommunen orientiert hatte, in eine neue

Monogame Grundhaltung wird zur Schau getragen

Nationalordnung – symbolisiert durch die kaiserliche Familie – eingegliedert werden.“ Zuvor waren bereits nationale Symbole wie Flagge und Nationalhymne eingeführt sowie die Sprache standardisiert worden. Zudem konzentrierte sich die neue Form der Hochzeit, die im Shinto-Schrein gefeiert wird, ganz auf das Paar, „wodurch die monogame Grundhaltung zur Schau getragen wurde“, er-



Fotos: flickr.com – James Song, Robert Young



► Durch die shintoistische Hochzeitszeremonie wurde ein Gegenpol zu der westlichen Eheschließung gesetzt.

„DIE ‚PHOTO WEDDING‘ IST ALSO EINE REINE INSZENIERUNG FÜR DAS FOTOALBUM.“

Dr. Elisabeth Scherer, Lehrstuhl für Modernes Japan I

klärt Scherer. „Für Japan war es zu der Zeit ein wichtiger Schritt, sich von der als rückständig geltenden Polygamie zu distanzieren.“

Bis heute gilt die shintoistische Hochzeit als urjapanisch, auch wenn es sich um eine in der Ethnologie so genannte „invented tradition“, eine erfundene Tradition, handelt. Der Shintoismus, eine nicht gestiftete polytheistische Religion, war bis zum 2. Weltkrieg die grundlegende Religion, die den japanischen Staat stützte. Bestandteile der shintoistischen Hochzeit sind heute die Reinigung und die Darbringung von Tamagushi (Zweige des Sakaki-Strauches), beides ist aus anderen rituellen shintoistischen Zusammenhängen bekannt, ein Sake-Ritual, das aus der Samurai-Kultur entstammt, und ein Ringtausch sowie das Verlesen eines Eides, beides Elemente, die auf westliche Vorbilder zurückgehen. Diese Form gilt

aber eine Vielzahl anderer Möglichkeiten entwickelt, zumeist völlig unabhängig von der Religion, der sie entstammen. Möglich ist dies auch, da es in Japan völlig selbstverständlich ist, dass mehrere Religionen nebeneinander existieren, „es durchaus üblich ist, dass man shintoistisch heiratet und buddhistisch bestattet wird“, so Scherer. „Wichtiger ist die Frage, wo man heiraten möchte“, erklärt sie. Meist sucht das Brautpaar zunächst eine „Wedding Hall“ oder ein Hotel aus, in dem die Feier stattfinden soll und nutzt dann die Angebote des

als die japanische aller Hochzeiten und wird gerade in gehobenen Gesellschaftsschichten nach wie vor präferiert. Daneben hat sich

Hotels. Viele haben „Wedding Chapels“, die stilistisch an christliche Kirchen angelehnt sind, oder kooperieren mit einem Shinto-Schrein, in dem die Zeremonie dann durchgeführt wird.

Da die Hochzeit mit hohen Kosten verbunden ist, heiraten viele Japaner mittlerweile „preiswert“ im Ausland, und die wohl ungewöhnlichste Form ist die der „Photo Wedding“. Hier werden Braut und Bräutigam in der entsprechenden Kleidung im Schrein oder in einer Kapelle fotografiert, eine Zeremonie findet nicht statt. „Die ‚Photo Wedding‘ ist also eine reine Inszenierung für das Fotoalbum“, so Scherer, „und wenn man es weiter spinnt sogar die ‚Erfindung‘ der eigenen Vergangenheit – eine ‚invention of tradition‘ im Kleinen.“

Die Hochzeit shintoistisch und die Beerdigung buddhistisch

tieren, „es durchaus üblich ist, dass man shintoistisch heiratet und buddhistisch bestattet wird“, so Scherer. „Wichtiger ist die Frage, wo man heiraten möchte“, erklärt sie. Meist sucht das Brautpaar zunächst eine „Wedding Hall“ oder ein Hotel aus, in dem die Feier stattfinden soll und nutzt dann die Angebote des



Helmut Brall-Tuchel (Hg.), „Hochzeiten in transkultureller Perspektive“ düsseldorf university press, Düsseldorf 2016, ISBN 978-3-95758-022-1, 198 Seiten, 24,90 Euro

„Kunstvermittlung und Kulturmanagement“

Millionenspende ermöglicht Masterstudiengang

Dank einer großzügigen Spende des Düsseldorfer Ehrenbürgers Udo van Meeteren in Höhe von zwei Millionen Euro wird zum Wintersemester 2016/17 der neue Masterstudiengang „Kunstvermittlung und Kulturmanagement“ eingerichtet.

Dieser von der Philosophischen und der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät gemeinsam getragene Studiengang ist deutschlandweit einzigartig und passgenau auf die Düsseldorfer Kunst- und Kulturszene zugeschnitten. Damit bietet die Heinrich-Heine-Universität einen integrativen Studiengang zwischen Kunstgeschichte und BWL an, der Kompetenzen und Wissen in Curating, Kunstvermittlung, Ausstellungsmanagement, Kunsthandel, Grundlagen der BWL, Personalmanagement, Kulturmarketing und Kunstrecht vermittelt.

Interfakultative Verzahnung

Mit dem neuen Angebot soll eine Lücke geschlossen werden, die zwischen der wachsenden Nachfrage an wissenschaftlich fundierten Studiengängen zu Kunstvermittlung und Kulturmanagement und dem derzeitig überwiegend praxisorientierten Studienangebot besteht. Das interdisziplinäre Masterprogramm trägt am international anerkannten, seit dem frühen 19. Jahrhundert kontinuierlich gewachsenen und weltweit etablierten Kunst- und Kulturstandort Düsseldorf/Rheinland zu einer weiteren Profilierung der HHU bei. Dabei bilden die interfakultäre Verzahnung des Studienangebots sowie die strategische Zusammenarbeit mit einer großen Zahl von außeruniversitären Kooperationspartnern aus der vielseitigen Kunst- und Kulturlandschaft an Rhein und Ruhr die tragenden Säulen des einzigartigen Studiengangs. Um eine möglichst große Sichtbarkeit nach außen und eine starke Verklammerung mit der Stadt zu gewährleisten, werden in regelmäßigen Abständen öffentliche Vorträge, Tagungen und Diskussionen im Haus der Universität angeboten werden.

Zur Etablierung des neuen Studiengangs werden zwei neue Stellen eingerichtet: An der Philosophischen Fakultät wird eine W2-

Professur am Institut für Kunstgeschichte ausgeschrieben, an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät ist bereits eine akademische Ratsstelle besetzt. Der Stelleninhaber arbeitet selbständig; er wird den Studiengang auf Seiten der BWL koordinieren und eine eigene spezifische Lehre anbieten.

Gute Erfahrungen mit der Kooperation

Die beiden Fakultäten haben mit ihrer Kooperation bereits gute Erfahrungen gemacht: Seit dem Wintersemester 2008/09 arbeiten sie für den Schwerpunkt „Kunstvermittlung in Museum und Kunsthandel“ in den Masterstudiengängen „Kunstgeschichte“ und „Betriebswirtschaftslehre“ zusammen, über 100 Absolventen haben sich in den vergangenen Jahren für diesen Masterstudienschwerpunkt entschieden.

Der neue konsekutive Masterstudiengang richtet sich vor allem an Bachelor-Absolventen aus der Kunstgeschichte und Betriebswirtschaftslehre sowie aus verwandten Studiengängen der Geistes-, Kultur-, Sozial- und Rechtswissenschaften. Er ist auf vier Semester angelegt und bereitet auf Leitungspositionen im Kunst- und Kulturbereich vor.

V. M.

Bei der Vorstellung des neuen Studiengangs (v.l. n. r.): Rektorin Prof. Dr. Anja Steinbeck, Ehrensenator Udo van Meeteren, Prorektorin Prof. Dr. Andrea von Hülsen-Esch sowie Hans-Heinrich Grosse-Brockhoff, Ehrensenator und Kuratoriumsmitglied der Stiftung van Meeteren.



Foto: Wilfried Meyer

Kunsthistoriker bei dem „START-UP Hochschul-Ausgründung“ erfolgreich

art research gibt dezidiert Auskunft über Künstler, Ausstellungen und Kuratoren

Die Kunsthistoriker Linda Walther und Bernhard Jansen haben vom nordrhein-westfälischen Wissenschaftsministerium eine Gründungsförderung in Höhe von maximal 240.000 Euro erhalten. Damit können sie ihr Projekt „art research – Internationale Künstler-Innen- und Ausstellungsdatenbank“ bis zur endgültigen Gründungsreife vorberichten.

„An dem Projekt arbeiten wir bereits seit elf Jahren“, erklärt Bernhard Jansen, „es geht auf eine Initiative von Prof. Dr. Andrea von Hülsen-Esch zurück.“ Die hatte angeregt, Informationen über aktuelle Ausstellungen, zeitgenössische Künstler und Kuratoren zusammenzustellen, um so grundlegende Aussagen über die Struktur des Kunst- und vor allem Ausstellungsmarktes zu erhalten. „Was sind die hippesten Ausstellungsplätze, wer sind die besten Kuratoren, welche Künstler haben gemeinsame Ausstellungen, alle solche Fragen lassen sich durch die Datenbank beantworten“, berichtet die Kunsthistorikerin und Prorektorin für Internationales über die Möglichkeiten der Datenauswertung. Bernhard Jansen und Linda Walther waren von Beginn an in das Projekt involviert und beobachten nun seit vielen Jahren intensiv das Ausstellungswesen. „Jede Information wird doppelt gecheckt“, so Walther, „durch unsere genaue Arbeit ist die Fehlerquote in unseren Angaben deutlich niedriger als bei vielen anderen Nachschlagewerken.“ Preise finden sich in der Datenbank nicht, „wir wollen den bestehenden Datenbanken keine Konkurrenz machen, sondern

eher den wissenschaftlichen Anspruch erfüllen, dezidiert Auskunft über Künstler und Kuratoren zu geben.“

Um zu den Angaben zu finden, haben die beiden Kunsthistoriker bis jetzt 120 „Schlüsselkünstler“ identifiziert, deren Ausstellungstätigkeit sie beobachten und schauen, wer mit ihnen ausstellt oder welche Ausstellungen es im Umfeld noch gibt. „Wir recherchieren stets die komplette Ausstellungshistorie, in unseren Angaben finden sich die Schauen im MoMA ebenso wie die Hinterhofausstel-

120 „Schlüsselkünstler“ wurden identifiziert

lung“, erklärt Jansen. Galerien beschönigen oft die Ausstellungserfahrungen ihrer Künstler, da werden beispielsweise Biennalen aufgeführt, und es wird unerwähnt gelassen, wenn der Künstler etwa nicht im offiziellen Programm ausgestellt wurde, sondern „nur“ am Rande. Solche Ungenauigkeiten gibt es in der Datenbank „art research“ nicht, hier wird alles minutiös aufgelistet.

30.000 Ausstellungen, 1.780 Künstler, 9.060 Kuratoren, 3.000 Galerien und 4.435 Museen und Ausstellungsinstitutionen sind derzeit im Bestand der Datenbank. Die hohe Zahl der Kuratoren überrascht, aber auch die vielen Verbindungen, die durch die Verknüpfungen in der Datenbank offengelegt werden. „Viele Künstler sind etwa auch als Kurator tätig, das ist oft nicht bekannt“, erzählt Jansen und Walther ergänzt: „In unserer

Datenbank kann man sehen, wer mit wem ausstellt, wie die Lebensläufe sind, welche Künstler etwa von einer Galerie zu einer anderen wechseln. Ebenso lässt sich beobachten, dass Kuratoren ‚ihre‘ Künstler mitnehmen, wenn sie in ein anderes Museum wechseln.“

Anderthalb Jahre haben Walther und Jansen nun Zeit, um für die Gründung alles vorzubereiten, „Wir sind schon lange von CEDUS, dem Center for Entrepreneurship Düsseldorf, unterstützt worden und haben nun die Chance, das Ganze zur Marktreife zu bringen.“ Das bedeutet, dass die Datenbank eine benutzerfreundliche Oberfläche bekommt, Schnittstellen für die Nutzung über die ULB-Katalogrecherche und auch das Marketing entwickelt werden. Dann wird sich entscheiden, mit welchem Angebot sie an den Start gehen.

V.M.



START-UP-Hochschul-Ausgründung

Die Landesregierung möchte mehr Hochschulabsolventen und Wissenschaftler motivieren, den Schritt in die unternehmerische Selbständigkeit zu wagen. Mit dem Programm „START-UP-Hochschul-Ausgründung“ unterstützt das Wissenschaftsministerium die Phase von der Idee bis zur Gründung. Insgesamt 21 Millionen Euro fließen bis 2020 in die Förderung von 18 Gründerteams. Neben „art research“ wurde auch die Gründungsidee „innoMMT“ (Aufbau eines Sensornetzwerkes für mobile Medizintechnik insbesondere Atemdiagnostik) der Medizinischen Fakultät ausgezeichnet.

Studierende kuratierten ein Sonderprogramm in Oberhausen

Lateinamerikanische Filme der 60er bis 80er Jahre

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Acht Studierende der Medien- und Kulturwissenschaften haben bei den diesjährigen Oberhausener Kurzfilmtagen ein Sonderprogramm kuratiert: für die Sektion über den lateinamerikanischen Film der Gegenwart „El pueblo – Auf der Suche nach dem neuen Lateinamerika“ stellten sie ein Programm mit lateinamerikanischen Filmen der 60er bis 80er Jahre zusammen.

Prof. Dr. Robin Curtis (Institut für Medien- und Kulturwissenschaft) war in diesem Jahr gegeben worden, gemeinsam mit den Studierenden ein Sonderprogramm zu erstellen. Wendy Taranowski, Anja Benksch und sechs weitere Masterstudierende haben sich fünf Monate lang mit dem südamerikanischen „dritten Kino“ beschäftigt. Mit dieser Gegenbewegung,

Abkehr von Hollywood

die sich in den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts bildete, grenzten sich lateinamerikanische Filmemacher vom klassischen Hollywoodfilm und dem Autorenkino ab.

Das Mittel „Film“ nutzen die Vertreter dieses Kinos, um soziale Unterdrückung und Ungerechtigkeit sichtbar zu machen. An zwei Wochenenden sahen die Studierenden rund fünfzig Kurzfilme, die im Oberhausener Archiv gesammelt sind. Für die jungen Frauen eine Reise in eine andere Zeit. „Wir wussten anfangs gar nicht, ob ein junges Publikum diese Filme heute überhaupt noch rezipieren kann, ob diese Filme für die jungen Zuschauer noch Relevanz haben“, erklärt Curtis.

Film als politisches Medium kennenlernen

Sie war selbst schon in Oberhausen als Kuratorin tätig und bietet jedes Jahr ein Seminar zum Kuratieren von bewegten Bildern an. „Film und Kunst kann man nicht trennen, das ist ein fließender Übergang“, erklärt die Kulturwissenschaftlerin. „Die Studierenden können hier lernen, wie solche Programme zusammengestellt werden und machen zudem die Erfahrung, dass Film früher ein deutlich politischeres Medium war.“ Den Studierenden „machte es wenig, dass die Filme meist nicht übersetzt waren, die Bilder waren so ausdrucksstark, dass das oft ausreichte. Die Bilder haben für sich gesprochen und im Vorfeld haben wir uns über die fehlende Sprache Gedanken gemacht und die Manifeste der Filmemacher gelesen.“ In den siebziger und achtziger Jahren wurden sie oft mit eingesprochener Übersetzung gezeigt, diese Möglichkeit stand nun nicht mehr zur Verfügung. Die Auswahl der Studierenden wurde unter dem Ober-

„FILM UND KUNST KANN MAN NICHT TRENNEN, DAS IST EIN FLIESSENDER ÜBERGANG.“

Prof. Dr. Robin Curtis, Institut für Medien- und Kulturwissenschaft



► Die Oberhausener Kurzfilmtage hatten auch wieder viele junge Besucher.

titel „Kann die Subalterne sprechen?“ gezeigt, unterteilt in zwei Programme „Sichtbarmachung und Widerstand“ und „Du filmst, wir behaupten (uns)“. Zu den beiden Sektionen entstand ein Katalog, der die einzelnen Filme einführt, sie in ihre Zeit einbettet und eine kurze Inhaltsangabe gibt.

Auswahl kritisch hinterfragen

Wendy Taranowski und Anja Benksch zogen nach der intensiven Arbeitsphase ein positives Resümee „Die Erfahrung, die Filme im Rahmen der Internationalen Kurzfilmtage auf der Leinwand zu sehen, gemeinsam mit anderen Studierenden unsere Auswahl zu diskutieren sowie uns mit dem Hauptkurator Federico

Windhausen über unsere Auswahl auszutauschen, war etwas ganz Besonderes“, erzählen sie. Nachdem sie ihre eigene Auswahl gesehen hatten, stellten sie diese jedoch erneut infrage.

„Obwohl beide Programme eine positive Resonanz beim Publikum hervorgerufen haben, ließ uns die erneute Seherfahrung die eine oder andere Auswahl innerhalb der Gruppe diskutieren. Teil des kuratorischen Prozesses ist es eben auch, am Ende seine Auswahl kritisch zu hinterfragen. Besonders positiv wurde von vielen Zuschauern angemerkt, wie gut unsere Sonderprogramme mit dem Hauptprogramm von Federico Windhausen korrespondieren und es ergänzen, sodass sie zusammen einen Gesamteindruck des lateinamerikanischen Films ab 1960 vermitteln.“

► **Kontakt:** Robin.Curtis@uni-duesseldorf.de

Anzeige



#kindheitretten

Mit Ihrer Spende geben Sie Kindern in Syrien die letzte Chance auf eine Kindheit.

unicef.de/syrien

unicef 
Gemeinsam für Kinder

Schwören für alle

In der Politik sind Unwahrheiten keine Seltenheit. Sind Lügen deswegen erlaubt, oder schaden sie der Demokratie?

„Die Bürger rechnen nicht damit, dass Politiker ihnen immer die Wahrheit sagen – ganz im Gegenteil. (...) Es wird niemals so viel gelogen wie vor der Wahl, während des Krieges und nach der Jagd.“

VON STEFAN MARSCHALL

Dieses Otto von Bismarck zugeschriebene – oder zumindest aus seiner Zeit stammende – Zitat macht klar: Politik und Lügen werden schon seit Langem miteinander in Verbindung gebracht. Politische Lügen sind also kein alleiniges Phänomen der Gegenwart, wenngleich sich die Umstände und die Art und Weise, wie gelogen wird, über die Zeit geändert haben. So steht der aktuelle Fall einer Bundestagsabgeordneten, die ihren Lebenslauf über Jahrzehnte hinweg „geschönt“ hat, in einer langen Reihe mit anderen Lügen in der Politik. Diese waren oft deutlich folgenreicher: zum Beispiel der Watergate-Skandal in den 1970er Jahren. Es drehte sich um die Frage, wer wann was im Weißen Haus darüber wusste, dass die Nixon-

Administration in einen Einbruch in das Hauptquartier der Demokratischen Partei im Watergate-Komplex involviert war. Das zusammenstürzende Lügengebäude riss letzten Endes auch den US-Präsidenten Richard Nixon mit sich.

Viel diskutiert wurden die Lügen rund um den Irakkrieg 2003 und die fälschliche Behauptung, das Regime des irakischen Machthabers Saddam Hussein verfüge über Massenvernichtungswaffen – was als Rechtfertigung für das militärische Eingreifen herhalten musste. Später wurde während der Euro- und Bankenkrise offensichtlich auch nicht immer die Wahrheit gesagt, um eine Panik an den Märkten und bei den Sparern zu vermeiden. An den wenigen Beispielen werden die Vielfalt politischer Lügen und

die Unterschiede deutlich: Wer belügt wen? In welcher Situation? Zu welchem Zweck? Mit welchen Konsequenzen? Die Antworten auf diese Fragen haben auch Einfluss darauf, ob eine Lüge als legitim wahrgenommen wird.

Gerechtfertigte Lügen

Ob Lügen überhaupt gerechtfertigt werden können, ist umstritten. So findet sich beispielsweise bei dem Philosophen Immanuel Kant eine rigoros ablehnende Haltung. Kant sagt, dass jede, aber auch jede Form der Lüge ein Verstoß gegen Moral und Ethik sei. Der Königsberger Philosoph geht sogar so weit, auch die Lüge zum Schutze eines Dritten (aus „Menschenliebe“) abzulehnen. Denn jeder Lügner stelle sich – egal, warum er unehrlich ist – gegen eine gesamtgesellschaftliche Übereinkunft auf Ehrlichkeit und gegenseitiges Vertrauen.

Es gibt aber auch Denker, die gerade Politikern nahezu einen Blankoscheck zum Lügen ausstellen. So hat bereits vor rund 500 Jahren Niccolò Machiavelli das Lügen der Machthaber gerechtfertigt. Für

„WAHRHAFTIGKEIT IST NIE ZU DEN POLITISCHEN TUGENDEN GERECHNET WORDEN, WIE SIE IN DER TAT WENIG ZU DEM EIGENTLICH POLITISCHEN GESCHÄFT, DER VERÄNDERUNG DER WELT UND DER UMSTÄNDE, UNTER DENEN WIR LEBEN, BEIZUTRAGEN HAT.“

Hannah Arendt, Philosophin



Foto: Fred Stein

den legendären Politiktheoretiker liegt die primäre Tugend der Herrschenden nicht in der Wahrheitsliebe. Vielmehr sollen sie Virtuosen der Macht sein. Sie haben dabei auch das Recht – aus Gründen der Staatsräson gar die Pflicht –, unehrlich zu sein, wenn es dem Machterhalt dient. Machiavelli sieht den Politiker somit in Pflicht und Verantwortung gegenüber dem Staat. Mit der Verantwortlichkeit der Politiker, mit der „Verantwortungsethik“, argumentiert auch Max Weber zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Politisches Handeln müsse sich in erster Linie an seinen Konsequenzen messen lassen. So könne es durchaus sein, dass Politiker, um Schaden abzuwenden, gegen fundamentale ethische Prinzipien verstoßen müssten – auch gegen das Prinzip der Wahrhaftigkeit.

Eine der prominentesten Verfechterinnen der politischen Lüge ist schließlich die Philosophin Hannah Arendt. Sie argumentiert, dass das bloße Sagen der Wahrheit dem Wesen der Politik widerspreche. Das Verkünden der Wahrheit sei despotisch und lasse keine Debatte zu. Sie hält fest: „Wahrhaftigkeit ist nie zu den politischen Tugenden gerechnet worden, wie sie in der Tat wenig zu dem

eigentlich politischen Geschäft, der Veränderung der Welt und der Umstände, unter denen wir leben, beizutragen hat.“

Die Überzeugung, dass Lügen ein fester Bestandteil der politischen Kommunikation sind, wird auch von denjenigen geteilt, die üblicherweise die Belogenen sind: Die Bürger rechnen nicht damit,

Lügen als Teil der politischen Kommunikation?

dass Politiker ihnen immer die Wahrheit sagen – ganz im Gegenteil. So finden sich in Umfragen immer wieder die gleichen Zahlen: Eine übergroße Mehrheit der Deutschen gibt an, dass sie Politiker für nicht ehrlich hält. Wahlversprechen würden nicht eingehalten, und auch in Krisensituationen sagten Politiker nicht immer die Wahrheit. Überhaupt gehören Politiker nicht zu den Berufsgruppen mit einem ehrlichen Ruf.

Deutlich mehr Menschen stufen Bundestagsabgeordnete als „besonders unehrlich“ denn als „besonders ehrlich“ ein. Damit befinden sich die Politiker in Gesellschaft der Werbefachleute und Auto-

verkäufer, kurz vor dem Schlusslicht, den Immobilienmaklern – jedenfalls astronomisch weit entfernt von den Spitzenreitern in Sachen unterstellter Ehrlichkeit: den Pfarrern und Apothekern.

Dies macht deutlich: Die Bürger ahnen, dass politische Kommunikation anderen Regeln unterliegt als private Kommunikation. Sie rechnen nicht damit, dass Politiker so ehrlich sind, wie sie es von ihren Freunden erwarten. Politische Kommunikation ist – das hat sich herumgesprochen – strategische Kommunikation, die darauf zielt, im Wettbewerb um Stimmen und Macht Punkte zu sammeln. Es mag also gute Gründe geben, Lügen als unabdingbaren Teil der Politik zu verstehen. Und es mag auch Lügen geben, die von ihrem Zweck geheiligt zu sein scheinen. Dies darf und kann jedoch nicht als eine Lizenz zum Lügen begriffen werden. Denn politische Lügen können nachhaltig an den Grundfesten demokratischer Systeme nagen. Das Lügen widerspricht zentralen Elementen der Demokratie: zum Beispiel dem Prinzip des Vertrauens. In komplexen Gesellschaften muss die Bevölkerung einen Großteil der politischen Entscheidungen ihren Repräsentanten in Parlament und



Foto: REGIERUNOnline

► Ein Klassiker der politischen Lüge: DDR-Staatsratspräsident Walter Ulbrichts Kommentar zu einem möglichen Mauerbau.

Regierung „anvertrauen“. Dieses Vertrauensverhältnis, die Basis für repräsentative Demokratie, wird jedoch von politischen Lügen torpediert und gegebenenfalls massiv beschädigt. Denn auch wenn die Bürger oft keine Wahrhaftigkeit der politischen Akteure erwarten, so verweisen Umfragen auch darauf, dass sie sich mehr Ehrlichkeit aufseiten der Politiker wünschten. Beispielsweise bezeichnen in

Der Bürgerwunsch: mehr Ehrlichkeit bei Politikern

einer repräsentativen Befragung der Bertelsmann Stiftung 71 Prozent der Bevölkerung die Glaubwürdigkeit als die wichtigste wünschenswerte Eigenschaft von Politikern – damit erhält diese den höchsten Wert unter allen möglichen Politikereigenschaften.

Politische Lügen widersprechen auch den demokratischen Prinzipien der Transparenz und Kontrolle. Nur wenn die Tatsachen offenliegen, können sich die Bürgerinnen und Bürger ein klares Bild über die Probleme und mögliche Lösungen machen. Transparenz ist zu-

dem die Voraussetzung für Kontrolle. Insbesondere die parlamentarische Demokratie ist darauf angewiesen, dass die verschiedenen Institutionen in der Lage sind, sich gegenseitig zu beobachten und gegebenenfalls auf Missstände und Machtmissbrauch aufmerksam zu machen. Dazu muss die Faktenlage bekannt sein. Schließlich stehen Lügen im Konflikt mit dem Prinzip der politischen Teilhabe: Effektiv können sich nur diejenigen engagieren – sei es in einem Verband, in einer Partei oder durch die Stimmabgabe bei Wahlen oder Referenden –, die hinreichend und unverzerrt über die politische Realität informiert sind. Ansonsten wird der Wunsch nach Beteiligung in falsche Kanäle gelenkt.

Angesichts dessen ist es in demokratischen Gesellschaften wichtig, dass es Institutionen gibt, die sich um die Kontrolle von Wahrhaftigkeit in der politischen Auseinandersetzung kümmern. Das können Medien, parlamentarische Untersuchungsausschüsse, Gerichte oder Wahrheitskommissionen sein (wie in Südamerika und Afrika in den 1990er Jahren).

Der Sozialwissenschaftler Claus Offe nennt solche Instanzen „Institutionen für die Wahrheit“. Freilich ist eine Kontrolle

der politischen Wahrhaftigkeit schwierig: Wie will man einem Politiker im Nachhinein hieb- und stichfest nachweisen, dass er in bewusster Täuschungsabsicht die Unwahrheit gesagt oder die Wahrheit verschwiegen hat? Politische Akteure sind darauf angewiesen, dass ihnen ihre Apparate Informationen zu liefern. Wenn dies aber nicht der Fall ist, oder – wie bei der „Irak-Lüge“ – die Lage eventuell verzerrt dargestellt worden ist: Ist dann der Politiker haftbar? Oder ist der Politiker dann nicht eher das Opfer als der Täter?

Ein ähnliches Problem besteht bei der Selbsttäuschung: Kann die Lüge nicht das Ergebnis einer Eigentäuschung sein? Man täuscht zunächst sich selbst, bevor man den anderen die Unwahrheit sagt – von der man gleichwohl denkt, es sei die Wahrheit. Dann ließe sich von einer Lüge kaum noch sprechen – sondern nur noch von einem Irrtum. Das erklärt, warum die Institutionen der Wahrheit selten die Schuld- oder Haftungsfrage beantworten können. Sie können dennoch – jenseits der Schuld festgestellt – zur Wahrhaftigkeit und zur Suche nach der Wahrheit beitragen. Allerdings: Wird selbst diesen Institutionen für die Wahr-

Die Duisburger SPD-Bundestagsabgeordnete Petra Hinz fälschte ihren Lebenslauf, sie hatte weder Abitur noch ein juristisches Staatsexamen. Am 31. August legte sie ihr Mandat nieder, am 5. September trat sie aus der SPD aus.



Foto: bundesregierung.de

heit nicht mehr geglaubt, dann besteht ein zweifaches Vertrauensproblem.

So ist der in den letzten Jahren laut gewordene Vorwurf der „Lügenpresse“ alles andere als banal. Ein kleiner, aber

Doppelter Kontrollverlust

beachtlicher Teil der Bevölkerung spricht den Medien ihre generelle Glaubwürdigkeit ab. Man traut weder den politischen Eliten noch denjenigen, die die politi-

sche Elite kontrollieren sollen. Ein doppelter Vertrauensverlust! Gerade angesichts eines solchen zweifachen Vertrauensproblems ist der Ruf nach mehr Ehrlichkeit in der Politik so nötig wie selten. Der Ehrliche muss nicht der Dumme und auch nicht zwangsläufig der Verlierer sein.

Die generelle Wertschätzung von Ehrlichkeit seitens der Bürger erklärt, dass es Beispiele gibt, in denen schonungslose Wahlprogramme zu Wahlsiegen geführt haben. Oder dass Politiker populär (nicht populistisch) wurden, die

der Bevölkerung reinen Wein eingeschenkt haben. Die Ehrlichen leisten jedenfalls einen wichtigen Beitrag zur Festigung der demokratischen Kultur, während politische Lügnerinnen und Lügner das Vertrauen in die Politik und in die Demokratie langfristig untergraben können.

Autor Stefan Marschall ist Professor für Politikwissenschaft an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf mit dem Schwerpunkt „Politisches System Deutschland“ (Dieser Text erschien zuerst am 28. Juli 2016 in der ZEIT-Beilage „Christ & Welt“. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Redaktion.)

Die größten Täuscher in der Politik

Am 15. Juni 1961 sagt DDR-Staatsratschef Walter Ulbricht: „Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten.“ Zwei Monate später steht sie. US-Präsident Richard Nixon missbraucht sein Amt, um den politischen Gegner zu schwächen. Nach zahlreichen Dementis tritt er zurück. Der schleswig-holsteinische Ministerpräsident Uwe Barschel streitet einen Amtsmissbrauch ab und gibt sein „Ehrenwort“. Die Vorwürfe sind wahr. Die sexuelle Beziehung zwischen Bill Clinton und der Praktikantin Monica Lewinsky wird zum

Skandal. Clinton leugnete sie lange. Dann gestand er. Die illegale Spendenpraxis der CDU wird öffentlich. Altkanzler Helmut Kohl verstrickt sich in Widersprüche und weigert sich, die Spender zu nennen. US-Präsident George W. Bush gibt als Begründung für den Irakkrieg an, das Land besitze Massenvernichtungswaffen. Es wurden keine gefunden. Wegen seiner plagiierten Doktorarbeit muss Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg zurücktreten. Die Täuschung gibt er nicht zu.

Tobias Bünten und Boris Derkum mit Dissertationspreis 2015 ausgezeichnet

VON CAROLIN GRAPE

Am 10. Mai erhielten Dr. Tobias Bünten sowie Dr. Boris Derkum zu gleichen Teilen den mit insgesamt 5.000 Euro dotierten Preis der Goethe Buchhandlung für die „Beste Dissertation der Juristischen Fakultät des Jahres 2015“. Die Auszeichnung für ihre herausragenden wissenschaftlichen Leistungen überreichten Thomas Dohme, Geschäftsführer der Goethe Buchhandlung, sowie Prof. Dr. Lothar Michael, Dekan der Juristischen Fakultät, im Heinrich-Heine-Saal der Universität. Nach den Laudationes des Doktorvaters Prof. Dr. Dirk Looschelders (Lehrstuhl für Bürgerliches Recht, Internationales Privatrecht und Rechtsvergleichung sowie Privatversicherungsrecht) stellten die Preisträger ihre jeweils mit *summa cum laude* bewertete Arbeit vor.

Dr. Tobias Bünten: „Das Recht der Willensmängel im europäischen Wandel“

Die fortschreitende Europäisierung und Internationalisierung des Privatrechts verlangt von der Rechtswissenschaft, sich vertieft auch der Untersuchung ausländischer Rechtsordnungen zu widmen. Obwohl aber etwa das deutsche Verbraucherschutzrecht vor allem auf europäischen Richtlinien fußt, wurde das Recht der Willensmängel als wichtige Domäne des

Kaufrecht (GEK) von Oktober 2011 als auch im spanischen Entwurf für eine Reform des Código Civil im Bereich des Schuld- und Vertragsrechts (Propuesta de Modernización del Código Civil en materia de Obligaciones y Contratos – PMCC) von Januar 2009 eingehend behandelt. Letzterer lehnt sich stark an die Vorgängernormen des GEK an.

Anhand dieser beiden Rechtstexte werden die aktuellen europäischen Entwicklungen auf dem Gebiet des Willensmängelrechts aufgezeigt. Für die Anfechtung muss nach neuem Verständnis ein unzulässiger Eingriff in die Vertragsverhandlungen vorliegen. Nur wenn der Willensmangel dem Erklärungsempfänger zurechenbar ist, soll ein Lösungsrecht bestehen. Demgegenüber legt das deutsche Recht den Fokus auf den inneren Willen des Erklärenden und sieht – seit über hundert Jahren unverändert – eine Anfechtungsmöglichkeit bereits bei bloß einseitigen, internen Irrtümern vor. Im Ansatz ging auch das spanische Recht früher von dieser voluntaristischen Position aus. Die Untersuchung legt die Schwächen des europäischen Vorschlags offen und schlägt Alternativen und Verbesserungen vor.

Dr. Tobias Bünten, geboren am 13. Juni 1985 in Duisburg, studierte von 2005 bis 2012 an der Universität Passau Rechtswissenschaften nebst fachspezifischen Fremdsprachenausbildungen in Englisch, Französisch und Spanisch. Im Rahmen des Doppelabschlussabkommens mit der Universidad Castilla-La Mancha studierte er von 2007 bis 2009 zudem Rechtswissenschaften in Toledo in Spanien und erlangte dort den spanischen Hochschulabschluss „Licenciatura en Derecho“. Während seines Studiums in Spanien arbeitete er als studentische Hilfskraft am Zentrum für Verbraucherrechtsstudien. Im Jahr 2009 wurde er von der Präsidentin des Oberlandesgerichts Düsseldorf als Übersetzer für die spanische Sprache ermächtigt. Die Promotion wurde durch die Studienstiftung des deutschen Volkes und die Johanna und Fritz Buch Gedächtnisstiftung gefördert. Während seiner Promotion und des im vergangenen

Europäisierung des Privatrechts

Zivilrechts von der europäischen Harmonisierung bislang ausgenommen. Unter einem Willensmangel wird im deutschen Recht das Auseinanderfallen von wirklich Gewolltem und objektiv Erklärtem verstanden. Die Vertragspartei, die bei Abgabe einer rechtlichen Erklärung einem solchen Irrtum unterliegt, kann sich durch Anfechtung vom Vertrag lösen.

Das Willensmängelrecht wird sowohl im Vorschlag der Europäischen Kommission über ein Gemeinsames Europäisches



Foto: Jochen Müller

► Verleihung der Dissertationspreise 2015 (v.l.): GFFU-Präsident Eduard H. Dörrenberg, Preisträger Dr. Boris Derkum, Preisträger Dr. Tobias Bünten, Dekan Prof. Dr. Lothar Michael sowie Stifter Thomas Dohme

Monat beendeten Referendariats arbeitete er bei verschiedenen renommierten Anwaltskanzleien in Düsseldorf, Madrid und Tokio.

Dr. Boris Derkum: „Die Folgen der Geltendmachung nicht bestehender vertraglicher Rechte – Zugleich ein Beitrag zur Problematik des unbegründeten Nacherfüllungsverlangens“

Die Geltendmachung vertraglicher Rechte ist bisweilen mit erheblichen Beeinträchtigungen des Vertragspartners verbunden. So sieht der Vertragspartner sich gelegentlich dazu veranlasst, das Bestehen des fraglichen Rechts unter Aufwendung von Zeit und Kosten zu überprüfen. Weitere Beeinträchtigungen des Vertragspartners entstehen dann, wenn eine versprochene Leistung unter Berufung auf ein Leistungsverweigerungsrecht nicht erbracht wird. Umso gravierender ist es, wenn das jeweils geltend gemachte Recht objektiv gar nicht besteht.

Exemplarisch hierfür sind etwa die Fälle, in denen ein Vermieter eine zu hohe Miete bzw. die Erbringung nicht geschuldeter Schönheitsreparaturen einfordert oder – gestützt auf ein vermeintliches Kündigungsrecht – die (unwirksame) Kündigung des Mietvertrages erklärt. Ebenso kann es vorkommen, dass ein Käufer den Verkäufer zu einer aufwändigen Untersuchung der Kaufsache veranlasst, indem er von dem Verkäufer eine objektiv nicht geschuldete Nacherfüllung, also etwa die kostenfreie Reparatur der nur vermeintlich mangelhaften Kaufsache, verlangt (sog. unbegründetes Nacherfüllungsverlangen).

Daran anknüpfend stellt sich die im Rahmen der Arbeit untersuchte Frage, inwieweit der mit einem vermeintlichen Recht konfrontierte Vertragspartner einen Ausgleich für die

erlittenen Beeinträchtigungen beanspruchen kann oder gar berechtigt ist, das Vertragsverhältnis einseitig zu beenden. Die Lösung orientiert sich an einer konsequenten Herausarbeitung und Systematisierung spezifisch materiell-rechtlicher, insbesondere vertragsrechtlicher, Wertungen. Als Ergebnis entsteht ein in sich schlüssiges allgemeines Haftungskonzept, auf dessen Grundlage schließlich ein fundierter Beitrag zu der bislang allzu bereichsspezifisch geführten rechtswissenschaftlichen Diskussion über die Problematik des unbegründeten Nacherfüllungsverlangens gelingt.

Problematik des unerfüllten Nacherfüllungsverlangens

Dr. Boris Derkum, geboren am 12. Mai 1986 in Moskau (Russland), studierte von 2006 bis 2011 Rechtswissenschaft an der HHU Düsseldorf mit dem Schwerpunkt „Deutsches und Internationales Privat- und Verfahrensrecht“ sowie Begleitstudien zum Anglo-Amerikanischen und zum Russischen Recht. Am 12. Oktober 2011 legte er die Erste Prüfung vor dem Justizprüfungsamt bei dem Oberlandesgericht Düsseldorf ab. Anschließend folgten das Promotionsstudium und die Tätigkeit als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Bürgerliches Recht, Internationales Privatrecht und Rechtsvergleichung sowie Privatversicherungsrecht von Prof. Dr. Dirk Looschelders. Am 16. Juli 2015 wurde Derkum zum Dr. iur. promoviert. Seit März 2015 absolviert er den Juristischen Vorbereitungsdienst bei dem Landgericht Düsseldorf und ist weiterhin als Wissenschaftlicher Mitarbeiter für Prof. Dr. Looschelders tätig.

Jubiläumssymposium: 25 Jahre Institut für Deutsches und Internatio- nales Parteienrecht und Parteienforschung

Diskussion über Bedeutung und Funktion von Parteien

Foto: Jochen Müller



Prof. Dr. Martin Morlock ist einer der Direktoren des PRuF.

Wie legitimieren sich politische Parteien? Wie unterscheiden sich Partei und Fraktion? Wie werden Parteien ihrer Repräsentationsaufgabe gerecht? Wie reagieren sie auf plötzlich auftauchende Probleme und Bewegungen? Welche Formen der konventionellen und neuen Partizipation gibt es von der Mitgliederbefragung bis zur digitalen Beteiligung?

Diese und weitere Fragen nahm das Düsseldorfer Institut für Deutsches und Internationales Parteienrecht und Parteienforschung (PRuF) auf seinem Jubiläumssymposium 2016 anlässlich seines 25jährigen Bestehens im April in den Blick. Die rund 150 Teilnehmer diskutierten gemeinsam mit prominenten Referenten aus Rechts-, Sozial- und Politikwissenschaft aber auch mit Praktikern (Richtern, Anwälten und Parteipolitikern aus dem Deutschen Bundestag) zwei Tage lang die Bedeu-

tung und Funktion politischer Parteien für die Demokratie in Deutschland und Europa.

Die Veranstaltung fand ihren krönenden Abschluss im Festvortrag von Bundestagspräsident Prof. Dr. Norbert Lammert. Er machte das Generalthema des Symposiums zu seinem Redethema und sprach über den Wert der politischen Par-

Bundespräsident Lammert

teien. Mit scharfsinnigem Realitätsbezug führte Norbert Lammert die Unerlässlichkeit politischer Parteien in einer Demokratie vor Augen, mahnte aber auch an, das komplexe Verhältnis von Fraktionen und Parteien nicht außer Acht zu lassen. Kritische Worte fand er insbesondere für die mediale Berichterstattung über Politik, welche den Unterhaltungswert vor den Informationsgehalt stelle.

Im Fokus des Symposiums stand die Legitimation politischer Parteien sowie die rechtliche und tatsächliche Unterscheidbarkeit von Partei und Fraktion. Insbesondere Finanzierungsfragen zwischen Partei und Fraktion, aber auch die Möglichkeit des freien Mandats wurden untersucht. Ob und wie Parteien ihrer Repräsentationsaufgabe gerecht werden, wurde auch unter Berücksichtigung empirischer Daten analysiert. Eine entscheidende Rolle spielte die verfassungsrechtlich geforderte innerparteiliche Demokratie. Alte und neue Partizipationsformen und -verfahren wurden fachübergreifend in den Blick genommen. C. G.

► [Detaillierter Tagungsbericht abrufbar unter: www.pruf.de](http://www.pruf.de)

Examensfeier: 144 Master- und zwei Diplomurkunden sowie etliche Preise

Am 14. Juli 2016 fand die Akademische Feier der Juristischen Fakultät statt, bei der die diesjährigen 172 Absolventinnen und Absolventen der ersten Juristischen Staatsprüfung sowie die Promovenden für ihre Leistungen geehrt wurden. Nach der Begrüßung durch Dekan Prof. Dr. Lothar Michael gab Generalstaatsanwalt Emil Brachthäuser den Absolventen und Absolventinnen einen Einblick in die Praxis einer Mittelbehörde. Im Anschluss ehrte Dekan Prof. Dr. Lothar Michael zunächst die promovierten 18 Doktorandinnen und 15 Doktoranden.

Prof. em. Dr. Dirk Olzen überreichte in seiner Funktion als Vorsitzender des Freundeskreises der Juristischen Fakultät e. V. zunächst die Dissertationspreise in Höhe von je 1.000 Euro. Für ihre jeweils mit ‚summa cum laude‘ bewerteten Forschungsarbeiten wurden **Dr. Stefanie Krebbers-van Heek** („Die mitunternehmerische Besteuerung der Komplementäre der Kommanditgesellschaft auf Aktien“), **Dr. Sebastian Dworschak** („Frühe Marktzutritte im Arzneimittelsektor – Anreize, Ausgestaltung und kartellrechtliche Bewertung“) sowie **Dr. Lisa Guntermann** („Das Zusammenspiel von Mindeststammkapital und institutioneller Haftungsbeschränkung – eine normative und ökonomische Analyse“) ausgezeichnet. Dr. Lisa Guntermann und Dr. Sebastian Dworschak erhielten zudem für ihre Dissertationen im Unternehmensrecht den jeweils mit 2.000 Euro dotierten Preis des Instituts für Unternehmensrecht (IUR) aus den Händen von Prof. Dr. Ulrich Noack, geschäftsführender Direktor des IUR.

Düsseldorfer Kanzleien stiften Preise

Jun.-Prof. Dr. Mehrdad Payandeh wurde von der Fakultät für seine erfolgreich abgeschlossene Habilitation und die Erteilung der Lehrbefugnis für die Fächer Öffentliches Recht, Völkerrecht, Europarecht und Rechtstheorie geehrt. Anschließend wurden die anwesenden Absolventen und Absolventinnen auf die Bühne gebeten, um dort aus den Händen des Dekans und Prof. Dr. Charlotte Kreuter-Kirchhof, Lehrstuhl für Deutsches und Ausländisches Öffentliches Recht, Völkerrecht und Europarecht, ihre Masterurkunden zu erhalten.

Einen weiteren Höhepunkt der Feierlichkeiten bildete die Verleihung folgender Preise an die jeweils besten Absolventinnen und Absolventen sowie Studierende mit hervorragenden Leistungen in den Schwerpunktbereichsprüfungen und in der Zwischenprüfung. Gestiftet werden die Geldpreise unter anderem von renommierten Düsseldorfer Anwaltskanzleien, was die enge Vernetzung und den hohen Praxisbezug der Juristischen

Fakultät mit Düsseldorf als Juristenstadt unterstreicht. Verliehen wurde der „Luther Rechtsanwaltsgesellschaft-Preis“ für die drei besten Absolventinnen/Absolventen. Ausgezeichnet wurden mit 1.250 Euro **Tanja Dahlmanns** (Note „sehr gut“), mit 750 Euro **Rana Ersoy** (Note „gut“) sowie mit 500 Euro **Justin Samuel** (Note „gut“). Prof. Dr. Notker Polley und Rechtsanwalt Julian Winn überreichten die Preise.

Rechtsanwalt Prof. Dr. Heiko Fuchs zeichnete **Marius Kruedig** (Note „sehr gut“) mit dem auf 500 Euro dotierten Preis im Schwerpunktbereich 1 ‚Deutsches und Internationales Privat- und Verfahrensrecht‘, gestiftet von der Kanzlei Kapellmann und Partner, aus. Der mit 750 Euro dotierte Preis des Plenums für Unternehmensrecht für das beste Ergebnis im Schwerpunktbereich 2 ‚Unternehmen und Märkte‘ wurde **Florian Klose** (Note „gut“) von Prof. Dr. Ulrich Noack überreicht. Den mit 1.000 Euro dotierten „Busekist, Winter & Partner-Preis“ für die beste Leistung im Schwerpunktbereich 2 ‚Unternehmen und Märkte/Immaterialgüterrecht‘, gestiftet von der Kanzlei Busekist, Winter & Partner, überreichten die Rechtsanwälte Dietmar Denkler und David Emmerich, LL.M. an **Svetlana Friesen** (Note „gut“).

Der mit 1.000 Euro dotierte „Gleiss Lutz-Preis“ im Schwerpunktbereich 3 ‚Arbeit und Unternehmen‘, gestiftet von der Kanzlei Gleiss Lutz, wurde geteilt. Rechtsanwalt Dr. Heinrich Klosterkemper überreichte ihn an **Eric Musebrink** und **Tobias Pfister** (Note jeweils „sehr gut“). **Laura Kathrin von der Lippe** erhielt aus Händen von Rechtsanwalt Dr. Ingo Bott den mit 1.000 Euro dotierten „Wessing-Preis“ für die beste Hausarbeit im Schwerpunktbereich 4 ‚Strafrecht‘, gestiftet von der Kanzlei Wessing & Partner, Düsseldorf. Mit dem auf 500 Euro dotierten „CBH-Preis“ im Schwerpunktbereich 5 ‚Öffentliches Recht‘, gestiftet von der Kanzlei Cornelius Bartenbach Haesemann & Partner, wurde **Johannes Fabi** (Note „sehr gut“) von Prof. Dr. Johannes Dietlein ausgezeichnet.

Dr. Peter Rosin überreichte den mit 500 Euro dotierten „White & Case-Preis“ im Schwerpunktbereich 7 ‚Internationales und Europäisches Recht‘ an **Malke Kristina Wiersbitzky**. Den „Freshfields Bruckhaus Deringer-Preis“ im Schwerpunktbereich 8 ‚Steuerrecht‘, dotiert mit 500 Euro, erhielt **Florian Zimmermann** aus den Händen von Prof. Dr. Jochen Lüdicke, Prof. Dr. Georg Roderburg sowie Dr. Norbert Schneider. Die Preise des Freundeskreises und der Goethe + Schweitzer GmbH für die drei Zwischenprüfungsbesten erhielten **Lea Prehn** (200 Euro), **Lennart Engel** sowie **Sarah Isabel Dersarkissian** (je 100 Euro). Prof. Dr. Dirk Olzen überreichte die Preise.

Nach dem offiziellen Akt lud die Fakultät im Foyer der HHU zu einem kleinen Sektempfang. Anschließend wurde beim traditionellen Sommerfest zwischen den Gebäuden 23.01 und 22.01 kräftig gefeiert.

C. G.

Eine neue Chance für den Klimaschutz

Das Pariser Klimaschutzabkommen und die Grenzen des Rechts

Im Dezember 2015 schlossen die Staaten der Welt das Pariser Klimaschutzabkommen. Es ist der erste internationale Klimaschutzvertrag, in dem Staaten weltweit Klimaschutzmaßnahmen vereinbaren. Dieses Abkommen wird von einer großen Zustimmung der Staaten getragen. Nachdem die USA und China den Vertrag bereits ratifiziert haben, ist damit zu rechnen, dass das Pariser Abkommen noch in diesem Jahr in Kraft treten wird.

VON CHARLOTTE KREUTER-KIRCHHOF

Gefeiert wurde das Abkommen als ein Meilenstein für den internationalen Klimaschutz. Endlich sei der lang erhoffte Durchbruch bei den internationalen Klimaschutzverhandlungen gelungen. Ich möchte heute der Frage nachgehen, ob diese Hoffnung, die in das Abkommen von Paris gesetzt wird, begründet ist. Leitet das Pariser Klimaschutzabkommen tatsächlich eine Trendwende für den internationalen Klimaschutz ein und verabschiedet sich die Welt mit diesem Abkommen von der Nutzung fossiler Energieträger?

Werfen wir zunächst einen Blick zurück. Bereits vor 18 Jahren, im Dezember 1997, wurde schon einmal der große Durchbruch bei den internationalen Klimaschutzverhandlungen gefeiert, als das Kyoto Protokoll verabschiedet wurde. Im Kyoto Protokoll verpflichteten sich zum ersten Mal Industriestaaten dazu, ihre Treibhausgasemissionen zu reduzieren. Die meisten Staaten, die das Kyoto Protokoll ratifiziert haben, erfüllten ihre Verpflichtungen im ersten Verpflich-

tungszeitraum. Auch im zweiten Verpflichtungszeitraum bis zum Jahr 2020 könnten die vereinbarten Treibhausgasreduktionen erreicht werden. Dennoch stiegen die Treibhausgasemissionen auch nach dem Inkrafttreten des Kyoto Protokolls weltweit weiter erheblich an. Das Protokoll veranlasste einige Industriestaaten, für einige Zeit ihre Emissionen zu reduzieren, vermochte aber das Klimasystem der Erde nicht wirksam zu schützen.

Meilenstein für Klimaschutz

Angesichts dieses Befundes stellt sich die Frage, ob das Pariser Klimaschutzabkommen größere Wirksamkeit als das Kyoto Protokoll entfalten wird und zur Grundlage weltweit wirksamer Klimaschutzmaßnahmen werden kann. Die Chance des Abkommens darin liegt, dass es die Grenzen des Völkerrechts erkennt und anerkennt, gleichzeitig die Stärken des Rechts zum

Schutz des Klimasystems nutzt. Fünf Kernelemente bestimmen den Inhalt des Pariser Abkommens. Jedes dieser Kernelemente reagiert auf eine Grenze des Rechts und sucht so nach neuen Wegen für einen wirksamen internationalen Klimaschutz.

DIE GLOBALITÄT DES ABKOMMENS

Das erste Kernelement des Pariser Abkommens ist seine Globalität. In ihm vereinbarten zum ersten Mal (nahezu) alle Staaten der Welt, wirksame Klimaschutzmaßnahmen zu ergreifen. Hierin liegt ein grundlegender Fortschritt für die Wirksamkeit des Abkommens. Das Abkommen überwindet eine Grenze des bisherigen Rechts, die Grenze des Rechts im Raum. Klimaschutz ist

obergrenze. Die Staaten der Welt kamen überein, den Anstieg der globalen Durchschnittstemperatur auf deutlich unter 2°C gegenüber den Werten der vorindustriellen Zeit zu begrenzen. Es war eine Überraschung der Pariser Konferenz, dass die Staaten außerdem vereinbarten sich zu bemühen, den Temperaturanstieg auf 1,5°C gegenüber diesen Werten zu begrenzen. Diese Ziele können nur erreicht werden, wenn weltweit künftig Energie grundsätzlich nicht mehr aus fossilen Brennstoffen gewonnen wird. Notwendig ist ein grundlegender Wandel unserer Energieversorgung.

Mit dieser globalen Emissionsobergrenze reagiert das Pariser Abkommen auf die begrenzte Erkenntnisfähigkeit des Menschen als eine weitere Grenze des Rechts. Die Ursachen und Wirkungen des vom Menschen verursachten Klimawandels sind bis heute nicht in allen Details erforscht. Das Recht gestaltet deshalb auf einer unsicheren Erkenntnisgrundlage die Wirklichkeit. Die Vertragsstaaten des Pariser Abkommens überwinden diese naturwissenschaftlichen Unsicherheiten durch die Bestimmtheit eines Referenzwertes. Das Pariser Abkommen beendet eine Diskussion über das Wissen durch eine Bestimmtheit des Wollens, eine noch unzulängliche Erkenntnis durch einen verbindlichen Maßstab.

Grenzen der Staatssouveränität

eine globale Aufgabe aller Staaten, bei der die Souveränität einzelner Staaten faktisch an ihre Grenzen stößt. Kein Staat der Welt vermag allein das Klimasystem der Erde zu schützen. Grundvoraussetzung für einen wirksamen Klimaschutz ist deshalb ein globales Abkommen. Dieser Anforderung wird das Pariser Abkommen gerecht.

DAS 2°C ZIEL ALS GLOBALE EMISSIONSOBERGRENZE

Das zweite Kernelement des Pariser Abkommens liegt in der Vereinbarung einer quantifizierten und deshalb überprüfbaren globalen Emissions-

DER PARADIGMENWECHSEL DER SELBSTVERPFLICHTUNGEN DER STAATEN

Das dritte Kernelement des Pariser Abkommens begründet einen Paradigmenwechsel in den internationalen Klimaschutzverhandlungen. Die Staa-

Foto: istockphoto.com – Delixant



► Die Angst vor einem immer schlechteren Klima und vor Ökokatastrophen führt – nicht nur in den Industrieländern – weltweit zu Protesten; Tendenz steigend.

„DER SICHERSTE WEG, STAATEN DAZU ZU BEWEGEN, IHRE EMISSIONEN ZU BEGRENZEN, IST NICHT DER RECHTLICHE ZWANG, SONDERN DAS EIGENINTERESSE DER STAATEN.“

Prof. Dr. Charlotte Kreuter-Kirchhof, Lehrstuhlinhaberin

ten vereinbarten keine verbindlichen Reduktionsverpflichtungen, sondern sagten stattdessen zu selbst festzulegen, welchen Beitrag sie zum Klimaschutz leisten werden. Die Selbstverpflichtungen der Staaten bilden das Herzstück des Abkommens.

Mit der Vereinbarung von Selbstverpflichtungen reagiert das Pariser Abkommen auf die begrenzte Durchsetzbarkeit des Völkerrechts als eine weitere Grenze des Rechts. Jahrelang verhandelten die Staaten über völkerrechtlich verbindliche Reduktionsverpflichtungen und setzen die Verhandlungsergebnisse letztlich doch nicht konsequent um. Der sicherste Weg, Staaten dazu zu bewegen, ihre Emissionen zu begrenzen,

erklären, aber entsprechende Maßnahmen nicht ergreifen. Den Worten müssen Taten folgen. Zudem reichen die bisherigen Selbstverpflichtungen in der Summe nicht aus, um die vereinbarte Emissionsobergrenze einzuhalten. Die Wirksamkeit des Pariser Abkommens wird davon abhängen, ob es in der Folgezeit gelingen wird, die Staaten dazu zu bewegen, ihre Selbstverpflichtungen zu erfüllen und im Laufe der Zeit stärkere Selbstverpflichtungen zu übernehmen.

DER VERSCHÄRFUNGSMECHANISMUS ZUR DYNAMISIERUNG DES RECHTS

An diesem Punkt anerkennt das Pariser Abkommen nicht nur die Grenzen des Rechts, sondern nutzt zugleich die Stärken des Rechts. Das vierte Kernelement des Pariser Abkommens sind Berichtspflichten, regelmäßige Bestandsaufnahmen sowie ein Verschärfungsmechanismus. Alle fünf Jahre müssen die Staaten neue Selbstverpflichtungen vorlegen, die nicht hinter den zuvor erklärten Verpflichtungen zurückbleiben dürfen. Dieser völkerrechtlich verbindliche Verschärfungsmechanismus setzt einen fortdauernden, sich beständig selbst verstärkenden Prozess in Gang, um so das vereinbarte Klimaschutzziel zu erreichen.

Risiko der Selbstverpflichtung

ist nicht der rechtliche Zwang, sondern das Eigeninteresse der Staaten. In vielen Metropolen der Welt erleben die Menschen, dass Smog und Luftverschmutzung ihre Gesundheit bedrohen, Wohlstand verhindern, die Zukunft belasten. Wenn die Temperaturen weltweit ansteigen, die Ozeane sich erwärmen, der Meeresspiegel steigt, der Eisschild in Grönland und in der Antarktis sowie die Gletscher schmelzen, bedroht dies das ökologische Gleichgewicht und das Wohlergehen der Menschheit. Das selbst definierte Eigeninteresse der Staaten am Klimaschutz bildet das Rückgrat des Pariser Abkommens. Es begründet die Hoffnung, dass sich der in Paris gefundene Konsens als beständig und in der Umsetzung tragfähig erweisen wird.

Gleichzeitig werden hier die Schwächen des Abkommens deutlich. Das Risiko der Selbstverpflichtungen liegt darin, dass die Staaten ihr Eigeninteresse an Klimaschutzmaßnahmen nur

Grenze der Zeit berühren

Mit dieser Eigendynamisierung reagiert das Pariser Klimaschutzabkommen auf die Grenze des Rechts in der Zeit. Wenn wir heute die Erdatmosphäre nicht schützen, handeln wir zu Lasten Dritter, zu Lasten unserer Kinder und Kindeskiner. Deshalb muss das Recht die Grenze der Zeit überwinden und heute generationenübergreifend Maßstäbe setzen. Durch den Verschärfungsmechanismus wird das Pariser Abkommen

zum Motor der Konsensbildung in der Zukunft. Die Gestaltungskraft des Rechts richtet die in den Selbstverpflichtungen der Staaten definierten Eigeninteressen kontinuierlich auf das vereinbarte Klimaschutzziel aus.

DER SOLIDARPAKT DER STAATEN ZUR UNTERSTÜTZUNG DER ENTWICK- LUNGSLÄNDER

Das fünfte Kernelement des Pariser Abkommens bildet ein Solidarpakt der Staaten zur Unterstützung der Entwicklungsländer. Bereits bei der Konferenz in Kopenhagen hatten die Industriestaaten zugesagt, ab dem Jahr 2020 jährlich 100 Milliarden US-Dollar an öffentlichen und privaten Geldern für die Klimafinanzierung in Entwicklungsländern zu mobilisieren. Die Industriestaaten

Der Solidarpakt beruht auch auf der Erkenntnis, dass viele Entwicklungsländer ohne Unterstützung nicht in der Lage sein werden, wirksame Klimaschutz- und Anpassungsmaßnahmen zu ergreifen. Ziel des Solidarpaktes ist es, alle Staaten mit ausreichender Klimaskutzhkraft auszustatten. (...)

Das Pariser Klimaschutzabkommen kann als völkerrechtlicher Vertrag eine weltweite Entwicklung zum Schutz des Klimas in Gang setzen, bietet allein aber nicht die Gewähr für diese Trendwende. Diese Kraft hat das Völkerrecht nur, wenn und solange es vom Konsens der Staaten getragen ist. Das Pariser Abkommen ist damit ein Versprechen der Staaten für die Zukunft. Es bildet keinen Schlusspunkt, sondern einen neuen Auftakt für international wirksamen Klimaschutz. Ziel dieses Prozesses ist die Dekarbonisierung der Weltwirtschaft und damit ein grundlegender Wandel unserer Energieversorgung. Aufgabe des Rechts in diesem Transformationsprozess ist es, einen kohärenten Rechtsrahmen auf nationaler, europäischer und internationaler Ebene zu schaffen, dabei dem grundlegenden Anspruch des Rechts gerecht zu werden, Rechtssicherheit und Vorhersehbarkeit zu gewährleisten. (...)

Hilfe für Entwicklungsländer

ten erklärten in Paris ihre Bereitschaft, diese Summe mindestens bis zum Jahr 2025 aufzubringen und im Anschluss eine vergleichbare Finanzzusage zu vereinbaren. Auch die Schwellenländer weisen nun eine Finanzverantwortung nicht mehr von vorne herein zurück.

Mit diesem Solidarpakt reagiert das Pariser Abkommen auf die Wirklichkeit als Grenze des Rechts. Recht kann nur das Mögliche fordern.

Der Text ist die – gekürzte – Antrittsvorlesung von Prof. Dr. Charlotte Kreuter-Kirchhof, Lehrstuhlinhaberin für Deutsches und Ausländisches Öffentliches Recht, Völkerrecht und Europarecht.



Foto: Robin Aust

Prof. Dr. Charlotte Kreuter-Kirchhof ist seit 2015 an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

JURISTISCHE FAKULTÄT

Prof. Dr. Lothar Michael neuer Dekan

Mit Wirkung zum 1. April 2016 hat die Juristische Fakultät **Prof. Dr. Lothar Michael** (Öffentliches Recht) zu ihrem neuen Dekan gewählt. Er tritt die Nachfolge von Prof. Dr. Karsten Altenhain (Strafrecht, Wirtschaftsstrafrecht und Medienrecht) an, der bis zum 31.3.2017 das Amt des Prodekanen begleiten wird. Studiendekan bleibt Prof. Dr. Horst Schlehofer (Strafrecht und Strafprozessrecht).

Lothar Michael, geboren 1968 in Düsseldorf, promovierte nach dem Studium der Rechtswissenschaften in Bayreuth und München, bei Peter Häberle mit einer rechtstheoretischen Arbeit zum Thema „Der allgemeine Gleichheitssatz als Methodennorm komparativer Systeme. Methodenrechtliche Analyse und Fortentwicklung der Theorie der ‚beweglichen Systeme‘ (Wilburg)“ und wurde dessen Assistent. Er habilitierte sich mit einer Schrift zum Thema: „Rechtsetzende Gewalt im kooperierenden Verfassungsstaat – Normersetzende und normprägende Absprachen zwischen Staat und Wirtschaft“. Ihm wurde die *venia legendi* für Öffentliches Recht und Rechtsphilosophie erteilt. Nach Vertretungen in Bayreuth und Düsseldorf ist er seit Juli 2003 Universitätsprofessor an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. C.G.



Foto: privat

Spitzennachwuchs in der Infektionsforschung

Manchot Graduiertenschule „Molecules of Infection“ geht in dritte Förderrunde



Manchot Graduiertenschule „Molecules of Infection“

Die MOI bietet ein breites Forschungsspektrum und ein strukturiertes Graduierten-ausbildungsprogramm. Neben der materiellen Förderung sind die Stipendiatinnen und Stipendiaten und die Kollegiatinnen und Kollegiaten in ein umfangreiches, englischsprachiges Curriculum eingebunden. Hierzu gehören Fachvorlesungen, Seminare, Symposien, in denen sich die Mitglieder der MOI gegenseitig über ihre aktuelle Forschung austauschen, sowie ein umfangreiches Weiterbildungsprogramm. Sprecher der MOI ist Prof. Dr. Johannes Hegemann (Institut für Funktionelle Genomforschung der Mikroorganismen), stellvertretender Sprecher ist Prof. Dr. Klaus Pfeffer (Institut für Medizinische Mikrobiologie und Krankenhaushygiene). Die Graduiertenschule wird von einem international besetzten wissenschaftlichen Beirat begleitet.

Am 1. Oktober 2016 geht an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf (HHU) die internationale Manchot Graduiertenschule „Molecules of Infection“ (MOI) in die dritte Förderrunde. Die Manchot Stiftung fördert die Schule mit insgesamt 1,9 Millionen Euro, hinzu kommen Fördermittel der HHU in Höhe von 380.000 Euro. Die Stipendiatinnen und Stipendiaten forschen zu verschiedenen Fragestellungen der Infektionsbiologie und -medizin.

Die Manchot Graduiertenschule ermöglicht es jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus Medizin und Naturwissenschaften, ihre Doktorarbeit im Rahmen eines besonderen Curriculums zu erstellen. Dabei werden sie durch ein Stipendium unterstützt und können sich so voll und ganz ihren Forschungen und ihrer wissenschaftlichen Qualifikation widmen. Diese Gra-

Die Graduiertenschule wird von der Manchot Stiftung gefördert

duiertenschule wurde erstmals 2009 eingerichtet und wird seit dem Beginn von der Manchot Stiftung gefördert. In den ersten beiden Förderrunden (2009 bis 2013 und 2013 bis September 2016) promovierten in diesem Rahmen insge-

samt bereits 22 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, und weitere 28 stehen aktuell in der Endphase ihrer Doktorarbeit.

In der dritten Förderrunde (1.10.2016 bis 31.3.2020) erhalten 18 junge Promovierende ein dreieinhalbjähriges Stipendium. 13 werden dabei von der Stiftung finanziert, fünf weitere von der HHU bzw. den beiden beteiligten Fakultäten. Viele der Stipendiatinnen und Stipendiaten haben einen internationalen Hintergrund. Weitere

Infektionsbiologie und -medizin

sechs Promovierende sind als Kollegiatinnen und Kollegiaten assoziiert und nehmen am strukturierten Ausbildungsprogramm der Graduiertenschule teil. Die Doktorandinnen und Doktoranden forschen zu verschiedenen Aspekten der Infektionsbiologie und -medizin. Die Forschungsschwerpunkte liegen in den vier Bereichen: Mechanismen der viralen Infektion; Bakterielle Proteine in Infektion und Infektionsbekämpfung; Molekulare Regulationsmechanismen bei Pilzen; Immunkontrollmechanismen der Infektion.

„Durch das umfangreiche Forschungsspektrum, das innerhalb der Graduiertenschule bearbeitet wird, erhalten die Mitglieder der MOI einen umfassenden Überblick über das umfangreiche Themenfeld der Infektionsforschung“, so Prof. Dr.

Johannes Hegemann, Sprecher der Graduiertenschule. Prof. Dr. Klaus Pfeffer, stellvertretender Sprecher, ergänzt: „Besonders wertvoll ist die interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen Biologie und Medizin. Durch die internationale Zusammensetzung knüpfen die jungen Forscher früh wichtige Kontakte, die für ihre zukünftige Laufbahn von großer Bedeutung sind.“

A. C.

„DURCH DIE INTERNATIONALE ZUSAMMENSETZUNG KNÜPFEN DIE JUNGEN FORSCHER FRÜH WICHTIGE KONTAKTE, DIE FÜR IHRE ZUKÜNFTIGE LAUFBAHN VON GROSSER BEDEUTUNG SIND.“

Prof. Dr. Klaus Pfeffer, stv. Sprecher der Graduiertenschule



Weitere Informationen finden Sie im Netz unter: www.moi.hhu.de

Wie kann man in die zelluläre Fettspeicherung eingreifen?

Biologie: Internationale Studie zur Lipidbiogenese

Ein internationales Forscherteam aus den USA, Österreich und Deutschland identifizierte eine neue Klasse von pharmakologisch aktiven Substanzen, die ein wichtiges Enzym im Fettstoffwechsel hemmt. Für ihre Studien haben sie in einer groß aufgestellten Versuchsserie mehr als 300.000 verschiedene Substanzen untersucht. Die Ergebnisse veröffentlichen sie in der Zeitschrift „EBioMedicine“.

Fettstoffwechselerkrankungen wie Adipositas stehen mit verschiedenen Erkrankungen des Menschen im Zusammenhang. Erhöhte Fettwerte werden als besondere Risikofaktoren etwa für Herz-Kreislauf-Erkrankungen gesehen. Die Möglichkeit, in den Fettstoffwechsel und vor allem auch auf die Speicherung von Fetten im Körpergewebe Einfluss zu nehmen, stellen damit Ansatzpunkte für die Behandlung zahlreicher Erkrankungen dar.

Ein Team internationaler Forscher um Juniorprofessor Dr. Mathias Beller von der Heinrich-Heine-Universität hat in einer groß angelegten Studie eine Vielzahl von Molekülen auf ihren Einfluss auf die Fettspeicherung untersucht. Unter mehr als 300.000 untersuchten Substanzen fanden sie dabei mehrere Hundert potente Molekülstrukturen, die die Fettspeicherung in Zellen verhindern. Von drei näher untersuchten Strukturklassen stellte sich weiterhin heraus, dass eine dieser Strukturen anscheinend in der Lage ist, das für die Fettspeicherung zentrale Enzym Diacylglycerol-Acyltransferase-1 (DGAT1) auszuschalten.

Die Untersuchungen geschahen in Form eines Ultrahochdurchsatz-Screenings am National Institute of Health in Washington zunächst an Fruchtfliegenzellen. Für das Testen der Substanzbibliothek wurde eine Roboterstraße verwendet, die es erlaubt, Zelleexperimente im kleinsten Maßstab durchzuführen. Dazu werden sogenannte 1536-well Platten verwendet: Kunststoffplatten mit 1536 winzigen Vertiefungen, an deren Boden jeweils einige Fruchtfliegenzellen liegen. In jede dieser Vertiefungen wird eine andere Substanz geträufelt, jeweils nur winzige Mengen. Mit automatisierten optischen Verfahren kann dann fest-

gestellt werden, wie viel Fett die Zellen in jeder einzelnen Vertiefung gespeichert haben. Die verwendete Substanzbibliothek deckte eine große Bandbreite chemischer Strukturen und biologischer Aktivitäten ab. Von den meisten Strukturen ist der Wirkmechanismus allerdings noch unbekannt.

Fliegenzellen als gutgeeignetes Material

Die meistversprechenden Substanzen aus diesem Screening wurden an verschiedenen Säugerzellen am Max-Planck-Institut für molekulare Physiologie in Dortmund weiter getestet, auch um herauszufinden, ob sich die Fettspeichermechanismen im Laufe der Evolution verändert haben, bzw. ob die Strukturen auch in höheren Organismen aktiv sind. Nachdem sich gezeigt hat, dass die Fliegenzelle ein sehr gut geeignetes Modell darstellt, haben die Forscher anschließend weitere genetische und physiologische Untersuchungen mit Fliegen durchgeführt, die schließlich den Hinweis auf das DGAT1-Enzym erhärteten.

Jun.-Prof. Beller zu den Perspektiven der Entdeckung: „Neben der Identifizierung des neuen DGAT1-Inhibitors konnten wir eine Vielzahl potenter Fettspeicherinhibitoren identifizieren. Darüber hinaus konnten wir zeigen, dass die Fruchtfliege als hervorragendes genetisches Modellsystem bei der Charakterisierung neuer pharmakologischer Substanzklassen einen entscheidenden Beitrag leisten kann. In der Zukunft wird man nun sehen, ob sich der Nutzen der von uns identifizierten Strukturen auf die Anwendung in der Grundlagenforschung beschränkt, oder aber ob sie als Startpunkte auf dem Weg zu neuen Therapeutika dienen können.“



Foto: Archiv Stabsstelle Kommunikation



PUBLIKATION

K. Tschapalda, Y. Zhang, L. Liu, K. Golovnina, T. Schlemper, T. Eichmann, M. Lal-Nag, U. Sreenivasan, J. McLenithan, S. Ziegler, C. Sztalryd, A. Lass, D. Auld, B. Oliver, H. Waldmann, Z. Li, M. Shen, M. Boxer, M. Beller

“A class of diacylglycerol acyltransferase 1 inhibitors identified by a combination of phenotypic high-throughput screening, genomics, and genetics”

EBioMedicine, EBIO567

► **Kontakt:** Jun.-Prof. Dr. Mathias Beller, Institut für Mathematische Modellierung Biologischer Systeme, Tel. 0211 81-13404, www.lipidsys-bio.hhu.de

Molekulare Enzymtechnologie: Abwasser als Quelle für neue Biomoleküle

In Biofilmen eines Abwasserrohrs fanden Biologen aus Jülich und Düsseldorf Bakterien, die bislang unbekannte Enzyme und Bio-Tenside herstellen. Die gefundenen Biomoleküle sind in der Lage, z. B. Fette und Eiweiße abzubauen, aber auch Membranen aufzulösen und damit antibiotische Wirkung zu entfalten. Ein Team um Prof. Karl-Erich Jaeger veröffentlichte diese Ergebnisse gemeinsam mit Kollegen von den Universitäten Hamburg und Göttingen in den Scientific Reports des renommierten wissenschaftlichen Verlags „nature publishing group“.

Bakterien sind Überlebenskünstler. Sie passen sich an eine beispiellose Vielfalt von Lebensräumen an, die von den Eiswüsten der Antarktis bis zu den extrem heißen Tiefseevulkanen reichen. Die jeweilige Umgebung spiegelt sich denn auch in der biologischen Ausstattung der Mikroorganismen wider: Darmbakterien von Termiten bilden Essigsäure, die bei der Verdauung von Holz unerlässlich ist, Meeresschwämme leben in Symbiose mit Bakterien, deren Wirkstoffe sie gegen Fressfeinde verteidigen. „Je nach Umweltbedingungen finden sich jeweils spezialisierte Bakterienpopulationen“, erklärt Karl-Erich Jaeger vom Institut für Molekulare Enzymtechnologie (IMET) der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, das im Forschungszentrum Jülich angesiedelt ist.

Hochspezialisierte Wirkstoffe

„Um neue und hochspezialisierte Wirkstoffe aus Bakterien zu finden, erhöht sich die Aussicht auf Erfolg, wenn man den Ort der Probenahme entsprechend wählt“, ergänzt er. Auf der Suche nach Bakterien, die in der Lage sind, Fette und Proteine abzubauen, suchte Jaegers Team an einem wenig appetitlichen – dafür aber sehr erfolgversprechenden Ort: am Abwasserrohr eines Schlachthofs.

Statt einzelne Bakterienkulturen anzulegen, isolierten die Forscher die gesamte DNA – das sogenannte Metagenom – der Probe. Der Grund: 99 Prozent aller Mikroorganismen lassen sich

nicht unter Laborbedingungen kultivieren. Um dennoch potenzielle Wirkstoffe finden und produzieren zu können, greifen die Wissenschaftler zu einem Trick. Sie nutzen sowohl bei der Suche als auch zur Produktion ein Arbeitspferd der Mikrobiologie: Escherichia coli. Dieses Bakterium lässt sich im Labor sehr gut vermehren und produziert im Idealfall Stoffe, die vom eingeschleusten Erbmateriale der fremden Organismen stammen. Im ersten Schritt legten die Forscher eine Metagenom-Bibliothek aus ihrer Umwelt-Probe an. Hierbei werden verschiedene kurze Abschnitte des DNA-Konglomerats aus der Abwasser-Probe in E. coli Bakterien übertragen. So entsteht eine riesengroße Sammlung von E. coli-Zellen, die jeweils unterschiedliche Abschnitte des Metagenoms beherbergen.

„Wie erwartet, haben wir dabei zahlreiche Enzyme gefunden, die Fette und Proteine abbauen“, berichtet Jaeger. „Darüber hinaus hatten wir aber auch das Glück, erstmalig auf diesem Weg ein Bio-Tensid zu finden“, freut er sich. Solche Substanzen können sehr weitreichende Anwendungen haben“, betont der Wissenschaftler, „beispielsweise für die Beseitigung von Umweltverschmutzungen, als Waschmittelzusatz oder eben als antibiotisch wirksame Stoffe.“ Zunächst war den Wissenschaftlern aufgefallen, dass eine Bakterienkultur offensichtlich in der Lage war, Membranen von Blutzellen aufzulösen. „Dies hätte auch der Hinweis auf ein hämolytisches Enzym sein können“, gibt Jaeger zu bedenken. Weitere Analysen zeigten jedoch, dass der gefundene Wirkstoff Tensid-Eigenschaften hat. Er verfügt also zugleich über wasserabweisende und wasseranziehende Komponenten und ist damit in der Lage, zum Beispiel Emulsionen zu bilden oder Membranen auflösen. „So erklärt sich auch die antibiotische Wirkung der Verbindung gegenüber verschiedenen Bakterienarten, die wir im Anschluss nachweisen konnten“, fügt Jaeger an. Die jetzt veröffentlichten Ergebnisse können langfristig dazu beizutragen, neue Technologien für die chemische und die Lebensmittel-Industrie zu erschließen. Red./V.M.



PUBLIKATION

Stephan Thies, Sonja Christina Rausch, Filip Kovacic, Alexandra Schmidt-Thaler, Susanne Wilhelm, Frank Rosenau, Rolf Daniel, Wolfgang Streit, Jörg Pietruszka, Karl-Erich Jaeger
“Metagenomic discovery of novel enzymes and biosurfactants in a slaughterhouse biofilm microbial community.”

Scientific Reports 6, 27035,
DOI: 10.1038/srep27035

Mehr Infos unter: www.iet.uni-duesseldorf.de

Teufelskreis der Thrombozyten

Alzheimer-Patienten können von einer antithrombozytären Therapie profitieren

Die Hemmung von Thrombozyten bei Alzheimer-Patienten könnte zukünftig eine wichtige Rolle in der Therapie einnehmen. Die Forschungsergebnisse eines internationalen Forscherteams unter der Leitung von Prof. Dr. Margitta Elvers, Institut für Hämostaseologie, Hämotherapie und Transfusionsmedizin des Universitätsklinikums Düsseldorf, könnten von großer Bedeutung für die Behandlung von Alzheimer-Patienten sein.

Sie wurden in der Mai-Ausgabe der renommierten Fachzeitschrift „Science Signaling“ veröffentlicht. Die Wissenschaftler konnten erstmalig nachweisen, dass die Behandlung von transgenen Mäusen mit Merkmalen der Alzheimerschen Demenz mit einem Thrombozytenhemmer zur Reduktion der charakteristischen amyloiden Plaques in Hirngefäßen führt. Gemeinsam mit Wissenschaftlern des Forschungszentrums Jülich identifizierten sie einen Schlüsselmechanismus für die direkte Beteiligung der Thrombozyten am Fortschreiten der Erkrankung.

Die Alzheimersche Demenz ist eine altersbedingte neurodegenerative Erkrankung, an der derzeit mehr als 30 Millionen Menschen weltweit erkrankt sind. Sie ist durch die Bildung von Eiweißverklumpungen, so genannten Amyloid-Aggregaten, und amyloiden Plaque-Ablagerungen, gekennzeichnet. Diese Ablagerungen schädigen Struktur und Funktion des Nervengewebes im Gehirn und führen zum Verlust von neuronalen Zellen und kognitiver Leistungsfähigkeit.

Neben dem Gehirn ist auch peripheres Gewebe durch die Erkrankung betroffen, wie z.B. Veränderungen im Gefäßsystem, die zu Ablagerungen in Hirngefäßen führen und das Fortschreiten der Alzheimerschen Demenz beschleunigen. Die Düsseldorfer Wissenschaftler konnten bereits zeigen, dass die Anlagerung von Thrombozyten auf den amyloiden Plaques der Gefäßwand zur weiteren Aktivierung von Thrombozyten führt. Sie kleben sich aneinander und bilden einen Blutpfropf, der zum Verschluss der betroffenen Gefäße im Gehirn führt, so dass das umliegende Gewebe nicht mehr durchblutet werden kann. Die

aktuell veröffentlichten Ergebnisse basieren derzeit auf dieser vaskulären Form der Erkrankung.

Eine Beteiligung von Thrombozyten an der Alzheimerschen Demenz wird bereits seit vielen Jahren vermutet. Die Wissenschaftler aus Düsseldorf und des Instituts für Strukturbiochemie am Forschungszentrum Jülich konnten den Schlüsselmechanismus für die direkte Beteiligung von Thrombozyten nun identifizieren. Er ist gekennzeichnet durch die Bindung des Proteins Amyloid-beta an ein spezielles Integrin – einen Rezeptor auf der Thrombozytenoberfläche – der für die Verklumpung von Thrombozyten verantwortlich ist. Diese Bindung löst die Ausschüttung von ADP und Clusterin aus und fördert so die Bildung von amyloiden Plaques. Thrombozyten von Patienten mit Glanzmann Thrombasthenie, einem angeborenen Defekt der Thrombozytenaktivierung, zeigen keine Bildung der amyloiden Plaques in Zellkulturexperimenten.

Thrombozytenhemmer

Thrombozytenhemmer wie Clopidogrel werden zur Therapie und Vorbeugung von Blutgerinnseln, die einen Herzinfarkt- und Schlaganfall auslösen können, verwendet. Die Behandlung von Alzheimer-Mäusen mit Clopidogrel führte zu weniger aktivierten Thrombozyten, einer deutlichen Reduzierung der amyloiden Plaques und damit zu einer verbesserten Durchblutung im Gehirn der Tiere, wenn sie über einen Zeitraum von drei Monaten mit dem Thrombozytenhemmer behandelt wurden. „Thrombozyten beeinflussen damit direkt die Ausbildung der amyloiden Plaques in Hirngefäßen, die wiederum Thrombozyten aktivieren, so dass es zu einer positiven Rückkopplung kommt, die den Zustand der Demenz bei der Alzheimer-Krankheit immer weiter verschlechtern“, sagt Margitta Elvers. Ob Thrombozyten auch die Ausbildung von amyloiden Plaques im Gehirngewebe beeinflussen, wird zurzeit von den Düsseldorfer Forschern ebenfalls untersucht.



Foto: Wikipedia

Nach ihm wurde die Demenzerkrankung benannt: der deutsche Psychiater und Neuropathologe Alois Alzheimer (1864 bis 1915)

S. D.

338 Millionen Euro für UKD: Neubauten für Hybrid-OP und die Haut- und Augenklinik



Foto: Universitätsklinikum Düsseldorf

► Besichtigten den noch in Bau befindlichen neuen Hybrid-OP für die Herz- und Gefäßmedizin (v.l.): Prof. Dr. Benedikt Pannen, Stv. Ärztlicher Direktor, Torsten Rantzsch, Pflegedirektor, Prof. Dr. Klaus Höffken, Ärztlicher Direktor, Prof. Dr. Joachim Windolf, Dekan und die Wissenschaftsministerin des Landes NRW, Svenja Schulze

2,2 Milliarden Euro investiert das Land NRW in seine sechs Uniklinik Standorte, die jeweils zwischen 300 und 500 Mio. Euro für Bau- und Sanierungsprojekte erhalten haben. 338 Millionen Euro gehen an das Universitätsklinikum Düsseldorf für insgesamt 14 Einzelmaßnahmen, davon vier Neubauten.

Wissenschaftsministerin Svenja Schulze stellte gemeinsam mit Prof. Dr. Klaus Höffken, Vorstandsvorsitzender und Ärztlicher Direktor des UKD und dem Dekan der Medizinischen Fakultät, Prof. Dr. Joachim Windolf, am 15. Juni die geplanten Projekte der Öffentlichkeit vor. Zu den Neubauten gehört ein neuer Hybrid-OP für die Herz- und Gefäßmedizin. Mitte August wurde bereits der erste Patient dort operiert. Ein ganz neues Gebäude wird für die Kliniken für Augenheilkunde und für Dermatologie entstehen. Die jetzigen Gebäude stammen aus den Anfängen des Klinikums zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts. Mit drei neuen Linearbeschleunigern wird die Klinik für Strahlentherapie und Radioonkologie aufgerüstet.

Zwei medizinische Forschungszentren

Die Medizinische Fakultät erhält zwei Medizinische Forschungszentren, in denen die Forschungsflächen der Medizin auf dem Gelände des Universitätsklinikum gebündelt werden.

Ein Großteil der forschenden Kliniken und Institute der Medizin zieht aus PCB-belasteten Gebäuden der Heinrich-Heine-Universität in die Neubauten. Spatenstich für das Medizinische Forschungszentrum II ist bereits im Oktober 2016. Der scheidende Dekan, Prof. Dr. Joachim Windolf, sieht in der räumlichen Konzentration optimale Voraussetzungen für die fächerübergreifende Zusammenarbeit, die ohne das Modernisierungsprogramm der Landesregierung nicht so kurzfristig hätte realisiert werden können.

„Die Unikliniken ermöglichen medizinische Behandlungen von kompliziertesten Erkrankungen. Sie treiben Spitzenforschung voran und bilden exzellente Ärztinnen und Ärzte aus. Daher brauchen wir eine sichere, effiziente und leistungsfähige bauliche Infrastruktur auf höchstem Niveau“, begründet Wissenschaftsministerin Svenja Schulze die Investition der Landesregierung in die Universitätsklinik.

„Der Vorstand des Universitätsklinikums Düsseldorf kann die Auffassung der Landesregierung nur unterstreichen“, sagte Prof. Dr. Klaus Höffken. „MedMoP wird uns erheblich dabei unterstützen, eine moderne und zukunftsfähige Infrastruktur für die Behandlung unserer Patienten umzusetzen sowie die baulichen Voraussetzungen für exzellente Forschung der Hochschulmedizin in Düsseldorf zu schaffen. Die Baumaßnahmen ergänzen den modernen Klinikbau des Zentrums für Operative Medizin II und sind ein weiterer Meilenstein für ein modernes, für die Zukunft gerüstetes Universitätsklinikum.“ MIFW/S.D.

Gefährliches Aortenaneurysma: spezielle Gefäßprothese als heute sicherste OP

Droht ein Aortenaneurysma zu reißen, besteht Lebensgefahr. Die gefährliche Aussackung der großen Körper Schlagader muss schnellstmöglich gefäßchirurgisch versorgt werden, wenn Sie ein gewisses Ausmaß erreicht hat. Betrifft die Wandschwäche die gesamte Aorta ist auch das Standardverfahren des offenen Eingriffs mit erheblichen Risiken für spätere Komplikation behaftet. Prof. Dr. Hubert Schelzig, Gefäßchirurg und Leiter der Klinik für Gefäß- und Endovaskularchirurgie am Universitätsklinikum Düsseldorf, hat zusammen mit einem spezialisierten Hersteller schon vor einigen Jahren eine Gefäßprothese entwickelt, die beide Risiken – durch Aneurysma und Eingriff – minimieren kann und damit das heute sicherste Operationsverfahren für die gefäßchirurgische Versorgung von solch kritischen Aortenaneurysmen darstellt. Das „künstliche Gefäß“ wird inzwischen weltweit verwendet. Deshalb konnte er nun vor kurzem die zweitausendste Prothese an der Uniklinik Düsseldorf erfolgreich implantieren.

Die Prothese stabilisiert von innen dauerhaft das defekte Blutgefäß. Dadurch dass sie innerhalb der Aorta an der geschädigten Stelle fest verankert werden kann, ist es nicht mehr nötig, während der OP den Blutkreislauf für den notwendigen Gefäßersatz zu unterbinden. Das ist bei einem offenen Eingriff unabdingbar. Was sich zunächst wie ein operationstech-

nisches Detail anhört, kann schwere Folgen für alle Organe und sogar das Rückenmark haben, die in einem bestimmten Zeitfenster von der Durchblutung getrennt sind. Prof. Dr. Hubert Schelzig erklärt: „Die Gefahr besteht in einer Schädigung

Die betroffene Stelle absichern

durch diese sog. Ischämie, also die dauerhafte Gewebeschädigung durch Mangel durchblutung. Wenn man sich klarmacht, dass die Aorta lebenswichtige Organe wie z.B. Nieren und Darm versorgt, wird das Risiko schnell deutlich.“

Die Gefäßprothese, die Prof. Schelzig selbst, damals noch an der Uniklinik Ulm, mit entwickelt hat, kann bei schlagendem Herzen und bestehendem Blutkreislauf im gesunden Aortenteil verankert werden und sichert die betroffene Stelle ab. Der Blutdruck kann die geschädigte Gefäßwand dann nicht mehr zum Einreißen bringen.

S. D.

► **Kontakt:** Prof. Dr. Hubert Schelzig, Direktor der Klinik für Gefäß- und Endovaskularchirurgie, UKD, Tel. 0211 81-17090, hubert.schelzig@med.uni-duesseldorf.de

Lasertherapie bei Nagelpilz: Eine sinnvolle Erweiterung des therapeutischen Angebots

Hautmediziner der Uniklinik Düsseldorf sehen die Lasertherapie bei Nagelpilz als eine sinnvolle Erweiterung des therapeutischen Angebots. Bei der Behandlung des Pilzbefalls nutzen die Dermatologen Lasertechnik meist in Verbindung mit Salben, speziellen Nagellacken und auch Tabletten, die gegen durch Pilze verursachte Erkrankungen wirken.

Nagelpilz: 900 Millionen leiden weltweit

Mit weltweit über 900 Millionen Betroffenen und einer Erkrankungsrate von etwa 12,4 Prozent in Deutschland gehört der Nagelpilz (Fachterminus: Onychomykose) zu einer der häufigsten chronischen Infektionskrankheiten. Betroffene erleben Einschränkungen im Alltag und eine deutliche Beeinträchtigung der Lebensqualität. Zudem ist die Onychomykose nicht nur kosmetisch-störend, sondern auch Ausgangspunkt anderer bakterieller Infektionen, wie der Wundrose. Eine Vorbelastung haben Menschen mit Durchblutungsstörungen, Diabetes mellitus oder auch Schuppenflechte.

Seit einigen Jahren setzt die Dermatologie Laser zur Behandlung von Nagelpilz ein. Heutige Nagelpilz-Laserbehandlungen entfernen gezielt den Pilzbefall ohne die Nagelsubstanz anzugreifen. Die Lasertherapie ist besonders sinnvoll bei langwierigen und schwerwiegenden Pilzbefall und bei Patienten, die zum Beispiel aufgrund von Leberfunktionsstörungen keine rein medikamentöse Therapie erhalten können.

„Bei der Behandlung wird zunächst der betroffene Nagelteil abgeschliffen, um dann den Laser einzusetzen. Den Nagel erhitzen wir mit dem Laser dann langsam und gleichmäßig so lange, bis der Patient dies als leicht unangenehm empfindet“, erklärt PD Dr. Peter Arne Gerber, Leiter des Bereichs Lasermedizin an der Düsseldorfer Hautklinik. Nach drei bis fünf Behandlungen tritt bei einer Vielzahl der Betroffenen eine Verbesserung der Symptome ein. Um möglichst gute und langfristige Ergebnisse zu erhalten, empfiehlt Dr. Gerber eine Kombination aus Lack / Salbe, Tabletten und Laser.

S. B.

► **Kontakt:** PD Dr. med. Peter Arne Gerber, D.A.L.M., Leitender Oberarzt, Klinik für Dermatologie, UKD, aesthetik@med.uni-duesseldorf.de

Von Düsseldorf nach Stockholm?

Der Mediziner und Pharmakologe Walter Kikuth und seine Nominierungen für den Nobelpreis



VON THORSTEN HALLING UND NILS HANSSO

Illustration: Buena Buena from The Noun Project

Der Nobelpreis gilt als die prestigeträchtigste wissenschaftliche Auszeichnung weltweit. Auch für die Reputation einzelner Universitäten spielt der seit 115 Jahren bestehende Preis eine wesentliche Rolle, er gilt sogar als Parameter bei internationalen Hochschulrankings. Es überrascht deshalb nicht, dass zahlreiche Universitäten jede (auch entfernte) Verbindung zu Nobelpreisträgern nutzen, um sich im Glanz ihres Ruhms zu sonnen. Besonders auffällig ist dies bei den US-amerikanischen Ivy League-Hochschulen sowie bei Oxford und Cambridge in Großbritannien – „deren“ Laureaten werden prominent auf den jeweiligen Webseiten aufgeführt.

Von den deutschen Universitäten rühmt sich insbesondere die Georgia Augusta als „Göttinger Nobelpreiswunder“ mit stolzen 44 Nobelpreisträgern. Die Ruprecht-Karls-Universität präsentiert ebenfalls eine beeindruckende Liste der „Heidelberger Nobelpreisträger“. Da sich eine akademische Karriere zumeist über mehrere Stationen vollzieht, stellt sich die Frage, ab wann eine Universität die ausgezeichneten Wissenschaftler als „ihre Nobelpreisträger“ beanspruchen darf. Die Heinrich-Heine-Universität vermerkt auf ihrer Webseite vergleichsweise bescheiden über Werner Forßmann (1904 – 1979) (Nobelpreis 1956): „Einen der Nobelpreise erhielt Werner Forßmann, der als Honorarprofessor an der HHU [eigentlich an der Med. Akademie, d. Verf.] tätig war.“ Eher überraschend ist, dass auch Harald zur Hausen (geb. 1936) (Nobelpreis 2008), der auf der Heidelberger Liste verzeichnet ist, nicht stärker vereinnahmt wird, war er doch immerhin 1960 an der Medizinischen Akademie Düsseldorf promoviert worden.

Bei der Recherche im Stockholmer Nobelarchiv fiel ein Düsseldorfer Forscher als Kandidat auf, der 1949, 1952 und 1953 sogar öfter als zehnmal vergeblich nominiert wurde: Der

Mediziner und Pharmakologe Walter Kikuth (1896–1968). Seine ambivalente Forschung ist in mehrfacher Hinsicht ein gutes Beispiel für die Frage, welche Institution sich mit den Leistungen eines Wissenschaftlers schmücken sollte oder überhaupt will.

Die Praxis des „Claim to fame“ gehört zu den Fragestellungen eines Forschungsprojekts am Düsseldorfer Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin. Auf der Grundlage Hunderter von Nobelpreisnominierungen für die Preiskategorie „Physiologie oder Medizin“ zwischen 1901 und 1960 wird versucht, Mechanismen der wissenschaftlichen Reputation zu veranschaulichen.

Der Nobelpreiskandidat Walter Kikuth

Kikuth, der 1916 bis 1923 in Dorpat, Königsberg und Freiburg Medizin studiert hatte, begann seine akademische Tätigkeit als Assistent am Pathologischen Institut in Hamburg-Eppendorf und wurde dort 1924 zum Dr. med. promoviert. Sein Wechsel an das dortige Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten und die systematische Beschäftigung mit pharmakologischen Fragen zur Tropenmedizin bestimmten seinen weiteren wissenschaftlichen Werdegang. Zusammen mit Martin Mayer konnte er nachweisen, dass die Erreger (Bartonella) des Oroya-Fiebers mit denen der Verruga peruviana identisch sind. 1929 wechselte Kikuth dann an das Chemotherapeutische Laboratorium der Bayer-Werke in (Wuppertal-)Elberfeld, das er bis Ende der 1940er Jahre leitete. Um seine akademische Laufbahn fortsetzen zu können, bemühte er sich noch vor Dienstantritt um entsprechende Kontakte an die damalige



Foto: J. Bruze

Der Mediziner und Pharmakologe Prof. Dr. Walter Kikuth (1896–1968) war ein bedeutender Malaria-Forscher und galt als Nobelpreiskandidat.

Medizinische Akademie in Düsseldorf. Bereits 1931 konnte er sich dort als erster externer Wissenschaftler überhaupt habilitieren. Schon seine Antrittsvorlesung „Die praktischen Auswirkungen der Chemotherapie“ verdeutlicht den Schwerpunkt seiner Elberfelder Forschungen, insbesondere in Hinblick auf Malariamedikamente. Kikuth entwickelte an Reisfinken ein Tiermodell, dass die Erprobung wirksamer synthetischer Substanzen ermöglichte, von denen eine später unter dem Namen „Atebrin“ ein erfolgreiches Malaria-Medikament werden sollte. Seit 1932 widmete er sich auch der Virusforschung. 1948 wurde Kikuth schließlich als ordentlicher Professor für Hygiene und Mikrobiologie an die Medizinische Akademie berufen.

Nobelpreiswürdige Forschung?

Seine Nobelpreisnominierungen beziehen sich auf seine Arbeiten zum Atebrin. Vor und nach Kikuth gehörten Malariaforscher immer wieder zu den aussichtsreichen Nobelpreiskandidaten, aber nur wenige wie Ronald Ross und Alphonse Laveran (1902 bzw. 1907), im weiteren Sinne auch Wagner-Jauregg (1927) oder jüngst Tu Youyou (2015) haben es letztlich geschafft. Kikuths Forschungsgegenstand erfüllte insgesamt wichtige Voraussetzungen einer nobelpreiswürdigen Leistung. Mit seinem Reisfinkenmodell hatte er Grundlagenforschung betrieben, die durch das synthetische Therapeutikum Atebrin der Menschheit zugleich einen großen Nutzen brachte, wie es

Alfred Nobel in seinem Testament gefordert hatte. Kikuth selbst hatte im Jahr 1952 einen Beitrag zur Entwicklung der Malaria-Chemotherapie in den zurückliegenden 25 Jahren veröffentlicht und damit auch seine eigenen Arbeiten historisiert. Im gleichen Jahr erfolgte eine Nominierung durch Gerhard Domagk (1895–1964), selbst Nobelpreisträger (1939): „Erst im Laufe des 2. Weltkrieges ist in vollem Umfang erkannt worden, welche grosse Bedeutung die synthetischen Malariamittel Atebrin, Resochin resp. Aralen besaßen. Die chemische Bearbeitung dieses Gebietes erfolgte durch die Chemiker Dr. Mietzsch und Dr. Mauss die Entdeckung der Heilwirkung im Tiertest durch Professor Dr. Kikuth jetzt Ordinarius für Bakteriologie und Hygiene an der Medizinischen Akademie in Düsseldorf. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie in Erwägung ziehen würden, ob es möglich ist, den genannten Herren den Preis zuzuerkennen. Einen Bericht über die Geschichte der Entdeckung hat mir Professor Hörlein, der damalige Leiter der wissenschaftlichen Forschungsinstitute, in denen die Entdeckung erfolgte, zur Verfügung gestellt, den ich beifüge.“

Heinrich Hörlein (1882–1954) war Kikuths Vorgesetzter, stand im IG Farben Prozess in Nürnberg vor Gericht, wurde aber 1948 freigesprochen und 1952 Aufsichtsratsvorsitzender der Farbenfabriken Bayer. Zu der kollegialen Befangenheit schwächte eventuell auch die insgesamt NS-belastete Forschung seines Arbeitsgebers die Nominierung.

In den 1990er Jahren wurden im Zusammenhang mit Ernst Klees Personenlexikon zum Dritten Reich grundsätzliche Vorwürfe an Kikuths Forschungen und seiner Position im IG Farben-Konzern formuliert. In der Kritik stand dabei vor allem die klinische Erprobung der von Kikuth entwickelten Substanzen im Rahmen der Fiebertherapie an nicht oder nur bedingt einwilligungsfähigen Patienten der Heil- und Pflegenstalt in Düsseldorf-Grafenberg in den 1920er Jahren sowie im Zweiten Weltkrieg an Häftlingen im KZ Buchenwald. Während von einer Kenntnis der Versuchsreihen auszugehen ist, konnte eine direkte Beteiligung Kikuths juristisch nicht nachgewiesen werden.

Auch wenn Walter Kikuth nicht nach Stockholm reisen durfte, so ist er doch einer der wenigen Forscher an der kleinen und im internationalen Vergleich peripheren Medizinischen Akademie Düsseldorf, die internationale Reputation erlangen konnten, zumindest wenn man diese mit Nominierungen für den Nobelpreis messen möchte. Als „claim to fame“ eignet sich Kikuths ambivalente Forscherbiographie für die heutige Heinrich-Heine-Universität allerdings kaum.

► **Kontakt:** Dr. Nils Hansson, Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, nils.hansson@hhu.de

Der Beitrag ist Teil eines Forschungsprojekts zur Konstruktion von Exzellenz. Im November 2016 fand eine internationale Tagung zum Thema mit dem Titel „Noble Research and the Nobel Prize: Construction and Communication of Scientific Excellence in the 20th Century“ in Düsseldorf statt.

Uniklinik veröffentlichte jährliche Qualitätsdaten



Das Universitätsklinikum Düsseldorf veröffentlichte am 19. Mai seine jährlichen Daten zur Behandlungsqualität für ausgewählte wichtige Krankheitsbilder und Therapieverfahren. Das Klinikum ist seit 2014 Mitglied der Initiative Qualitätsmedizin (IQM), deren 280 Mitgliedskrankenhäuser in Deutschland und der Schweiz die medizinische Ergebnisqualität von rd. 5,8 Millionen Behandlungsfällen messen und regelmäßig veröffentlichen. Ziel der freiwilligen Initiative ist die aktive Verbesserung der medizinischen Behandlungsqualität und die Transparenz gegenüber der Öffentlichkeit.

„Die Mitgliedschaft in der Initiative Qualitätsmanagement ist richtig und wichtig für unsere Patienten und für uns als Klinikum“, erklärte der Ärztliche Direktor des Universitätsklinikums, Prof. Dr. Klaus Höffken. „Das Universitätsklinikum Düsseldorf erzielt auch aktuell wieder eine sehr gute Versorgungsqualität.“ In den veröffentlichten Daten werden Erkrankungen des Herzens, Schlaganfall, Erkrankungen der Lunge, Operationen der Bauchorgane, Gefäßoperationen, Geburtshilfe und Frauenheilkunde, orthopädische und unfallchirurgische Krankheitsbilder, Erkrankungen der Harnwege und der männlichen Geschlechtsorgane abgebildet.

Universitätsklinika und maximalversorgende Krankenhäuser

Für Universitätsklinika und andere maximalversorgende Krankenhäuser ist es eine Kernaufgabe, auch für schwer und oft mehrfach erkrankte Patienten im Grenzbereich der therapeutischen Möglichkeiten da zu sein. Sie nehmen z.B. nicht selten Patienten aus anderen Krankenhäusern auf, die eine besonders aufwendige Behandlung benötigen, für die spezielle technische Einrichtungen oder hochspezialisierte Therapieverfahren nötig sind: etwa in der Intensivmedizin, wenn die

Lunge schwerstgeschädigt ist (ECLS), die Implantation eines Kunstherzens, wenn das eigene Herz versagt hat, oder auch die Thrombektomie, die Entfernung eines Thrombus bei akutem Schlaganfall aus dem betroffenen Gefäß im Gehirn.

Da solche schwer kranken Patienten in der Regel ein höheres Sterblichkeitsrisiko haben, reichen Durchschnittswerte zum Vergleich und zur Beurteilung der Behandlungsqualität für Universitätsklinika nicht aus. Hier wünscht sich die Uniklinik eine Risikoanpassung der statistischen Daten. Die aktuell veröffentlichten IQM-Daten haben diesen Punkt methodisch noch nicht berücksichtigt.

Für das Universitätsklinikum Düsseldorf überwiegen aber bei weitem die Vorteile der Initiative Qualitätsmanagement. Als substanziellen Beitrag zur langfristigen Qualitätssteigerung sieht sie auch der Qualitätsmanager des Universitätsklinikums Düsseldorf, Prof. Dr. Ralf Waßmuth: „Die Zahlen geben uns Anhaltspunkte, was wir uns genauer ansehen müssen. Zusammen mit der Dokumentation der einzelnen Fälle entsteht ein sehr aussagefähiges Bild. Die IQM-Daten liefern wichtige Ansatzpunkte für die Weiterentwicklung unserer Behandlungsqualität.“

IQM ist eine trägerübergreifende, freiwillige Initiative von Krankenhäusern aus Deutschland und der Schweiz. Die Mitgliedskrankenhäuser, haben sich die aktive Verbesserung der medizinischen Behandlungsqualität zum Ziel gesetzt. Die nun veröffentlichten IQM-Daten basieren auf Indikatoren aus so genannten „Routinedaten“ des Jahres 2015, die Krankenhäusern als Grundlage der Abrechnung mit den Kostenträgern – Krankenkassen und Krankenversicherungen – dienen. Die Qualitätsdaten der Initiative Qualitätsmanagement sind online abzurufen: www.uniklinik-duesseldorf.de/iqm S.D.

► **Kontakt:** Prof. Dr. Ralf Waßmuth, Leiter Qualitätsmanagement, UKD, Tel. 0211 81-17813, qualitaetsmanagement@med.uni-duesseldorf.de

Pädophilen-Beratung zieht Bilanz

In Düsseldorf haben sich bei der ersten Beratungsstelle für Pädophile in Nordrhein-Westfalen („Kein Täter werden“) inzwischen rund 300 Betroffene gemeldet. Diese Bilanz hat die Leiterin zwei Jahre nach der Eröffnung der Präventionsstelle gezogen. Die Psychologen therapieren

dort Menschen, die eine sexuelle Neigung zu Kindern haben. Die Anrufe kommen aus ganz NRW. Es wird geschätzt, dass etwa ein bis vier Prozent aller Männer eine pädophile Neigung haben. Bei niedergelassenen Therapeuten werden viele aber als Patienten abgelehnt. Die

Beratungsstelle sei daher immens wichtig, so die Leiterin. Mit der Therapie soll verhindert werden, dass Patienten zu Tätern werden. Wegen des großen Bedarfs hat die Landesregierung die jährliche Förderung jetzt verdoppelt: auf knapp 300.000 Euro. Red.

Modellsystem für die Analyse der nicht-alkoholischen Fettleber

Institut für Stammzellforschung und Regenerative Medizin

Forscher des Instituts für Stammzellforschung und Regenerative Medizin am Universitätsklinikum Düsseldorf haben unter der Leitung von Prof. Dr. James Adjaye ein *in vitro* Modellsystem für die Analyse der nicht-alkoholischen Fettleber (NAFLD) entwickelt. Die Studie wurde aktuell im Fachmagazin „Stem Cells and Development“ veröffentlicht.

Die nicht-alkoholische Fettleber (NAFLD), auch Steatosis genannt, ist eine unterschätzte Lebererkrankung, die jedoch weltweit auf dem Vormarsch ist. Sie wird häufig mit Übergewicht und Typ-2 Diabetes assoziiert. In westlichen Ländern ist ca. ein Drittel der Bevölkerung von der Krankheit betroffen – oft ohne es zu bemerken. Als Folge von einer kalorienreichen Ernährung bei gleichzeitigem Bewegungsmangel beginnt die Leber Fetttropfchen einzulagern. Dies ist zunächst harmlos, kann sich aber über die Zeit zu entzündlichen Lebererkrankungen weiterentwickeln. Hieraus können Fibrose, Leberzirrhose und sogar Leberkrebs entstehen.

Hautzellen zu Stammzellen reprogrammiert

Ein großes Hindernis bei der Erforschung von NAFLD war bisher, dass man auf Leberbiopsien von Patienten und gesunden Probanden angewiesen war. Dieses Problem umgehen die Düsseldorfer Forscher nun, indem sie Hautzellen im Labor zunächst zu Stammzellen reprogrammieren und diese zu Leberzellen (fachlich: Hepatozyten) ausdifferenzieren. „Unsere hepatozytenähnlichen Zellen sind zwar bislang noch nicht 100%-ig reif, sie stellen dennoch ein hervorragendes Modellsystem dar, um eine so komplexe Krankheit wie die nicht-alkoholische Fettleber zu untersuchen“, sagt Dr. Nina Graffmann, vom Institut für Stammzellforschung und Regenerative Medizin und Erstautorin der Studie.

Mit ihrem Modellsystem konnten die Forscher wichtige Schritte der Erkrankung nachvollziehen: Zum Beispiel die Hochregulation von PLIN2 – einem Protein, das Fetttropfchen umschließt. Mäuse, die kein PLIN2 besitzen, werden nicht dick – auch nicht, wenn sie große Mengen fettreicher Nahrung fressen. „Wir können mit unserem System sehr effizient die Fetteinlagerung in hepatozytenähnlichen Zellen induzieren und beteiligte Proteine oder microRNAs durch Zugabe verschiedener Faktoren manipulieren. Dadurch ist dieses *in vitro* Modell hervorragend geeignet zur Erforschung von Medikamenten, die die Einlagerung von Fett in der Leber hemmen“, erklärt Dr. Graffmann.

Personalisierte Therapie

Die Arbeitsgruppe weitet ihr Modell nun aus und arbeitet mit induzierten, pluripotenten Stammzellen von Patienten, um dort Unterschiede zu finden, die den Krankheitsverlauf der nicht-alkoholischen Fettleber erklären. „Als Ergebnis einer früheren Studie – die auf Leberbiopsien und Serumproben von NAFLD-Patienten basierte – stehen uns Daten und Biomarker zur Verfügung“, erläutert Prof. Dr. James A. Adjaye, leitender Direktor des Düsseldorfer Institutes und Seniorautor der aktuellen Publikation. Er ergänzt: „Diese benutzen wir in Kombination mit unserem *in vitro* Modell. Wir wollen die Entstehung von NAFLD und die Entwicklung hin zu Folgeerkrankungen auf dem individuellen Level des Patienten verstehen, um dann als langfristiges Ziel personalisierte Therapiemöglichkeiten zu entwickeln.“

Red./S.B.

► **Kontakt:** Prof. Dr. James Adjaye, Institut für Stammzellforschung und Regenerative Medizin, UKD, Moorenstraße 5, 40225 Düsseldorf, Tel. 0211 81-08191, James.Adjaye@med.uni-duesseldorf.de



PUBLIKATION

Graffmann N., Ring S., Kawala M.-A., Wruck W., Ncube A., Trompeter H.-I., et al.

“Modelling NAFLD with human pluripotent stem cell derived immature hepatocyte like cells reveals activation of PLIN2 and confirms regulatory functions of PPARalpha.” Stem cells and development. 2016.

online.liebertpub.com/doi/10.1089/scd.2015.0383

„Papa, gibt es im Himmel auch Toiletten?“

Das Palliativteam „Sternenboot“ begleitet Kinder auf ihrem letzten Weg

„Die Palliativversorgung von Kindern umfasst die aktive Betreuung der körperlichen, geistigen und spirituellen Bedürfnisse des Kindes vom Zeitpunkt der Diagnose einer lebensverkürzenden Erkrankung bis zum Tod und schließt die Unterstützung der Familie ein.“ So die Definition der Weltgesundheitsorganisation WHO.

VON ROLF WILLHARDT

Kaum etwas ist grausamer als der Tod eines Kindes. Nur wenige Menschen halten es aus, nahezu täglich damit umzugehen. Seit 1983 werden die kleinen Patienten des Düsseldorfer Universitätsklinikums in der Palliativsituation ambulant durch ein Team von Ärzten und Schwestern der Kinderonkologie betreut.

Gegründet wurde die Gruppe von Dr. Gisela Janßen. „Damals war ich eine junge Assistenzärztin, gerade frisch am Düsseldorfer Uni-Klinikum“, erinnert sie sich. „Palliativmedizin für Kinder gab es zu dieser Zeit nur in den USA und Großbritannien, in Deutschland war sie unbekannt. Heute ist sie fester Bestandteil im Curriculum des Medizinstudiums.“

Fest stand schon damals: Immer mehr Eltern wollten ihr krankes Kind am liebsten zu Hause auf seinem letzten Weg begleiten. Mit ambulanter ärztlicher und pflegerischer Unterstützung, mit „professioneller Nähe“, in vertrauter Umgebung, nicht in der Distanz des Krankenhauses. „Begonnen haben wir mit Patienten der

Kinderkrebsklinik“, so die Onkologin Janßen. „Das waren zunächst fünf, sechs pro Jahr. Bis 2000 waren es schon 50, jetzt begleiten wir etwa 100 Kinder und Jugendliche zwischen 0 und 18 Jahren.“

Mit den Jahren wuchs das Team aus Ärzten und Pflegepersonal, zu dem auch eine Sozialarbeiterin gehört. Insgesamt gibt es aktuell 16 solcher Kinderpalliativteams in Deutschland. „Noch bis 2006

95 Prozent nicht-onkologische Patienten

kamen unsere Patienten ausschließlich aus der Onkologie“, so Janßen. „Ab 2007 kamen andere Krankheitsbilder dazu, etwa neurologisch erkrankte Kinder oder Komapatienten. Heute sind bis zu 95 Prozent nicht-onkologisch.“

Das Kinderpalliativteam aus dem Düsseldorfer Universitätsklinikum hat eine 24-stündige Rufbereitschaft und versorgt die Patienten in einem Umkreis von 120

Kilometern. Das bedeutet Fahrten ins Bergische Land, nach Köln, Kleve, bis nach Kranenburg am Niederrhein. Drei Autos stehen zur Verfügung, zwei davon mit Allradantrieb (Janßen: „Sind Sie schon mal im Winter nachts bei Glatteis und Schnee ins Bergische gefahren?“), alle sind mit speziellen Geräten zur Pflege und Therapie ausgerüstet, abgestimmt auf die jeweilige Behandlung der Symptome wie Schmerzen, Luftnot oder Spastik. Es sind jeweils Zweier-Teams, ein Arzt, resp. Ärztin und eine Pflegekraft. 50.000 Kilometer kommen so im Jahr zustande.

Und die Finanzierung der ambulanten Versorgung? Der damalige Direktor der Kinderonkologie, Prof. Dr. Ulrich Göbel, führte intensive Gespräche mit den Krankenkassen und erreichte, dass 2006 als erste die AOK Rheinland-Hamburg die Kosten übernahm. „Bis dahin haben wir die Hausbesuche – noch vor der gesetzlichen Verpflichtung – ehrenamtlich nach unserem Normaldienst im UKD und mit unseren Privatautos gemacht.“, erinnert sich Janßen. Großzügige Unterstützung erhält das Kinderpalliativteam im Übrigen von der Elterninitiative Kinderkrebsklinik Düsseldorf.

Die Behandlungsdauer? „Unsere nicht-onkologischen Patienten begleiten wir zwischen einer Woche und mehreren Jahren“, berichtet die Ärztin. „Viele von ihnen können nicht sprechen. Bei ihnen ist extrem schwer zu erkennen, was sie möchten. Hat er Schmerzen oder ‚nur‘ Hunger?“ In der Palliativmedizin ausgebildetes Personal kann hier meist auf langjährige Erfahrung zurückblicken, „eine Palli-Schwester hat eben einen anderen Blick.“



► Auch Therapie-Hunde werden in der Palliativmedizin eingesetzt. Und die dreijährige Marie konnte sogar wieder lächeln.

◀ Seit 1983 gibt es am Universitätsklinikum Düsseldorf ein Kinderpalliativteam, es versorgt kleine Patienten im Umkreis von 120 Kilometern. Mittlerweile sind es etwa 100 pro Jahr. Auf der Brücke: Oberärztin Dr. Gisela Janßen



Etwa jedes halbe Jahr führt das Team Gespräche mit den Eltern. Leitfragen: Wie ist die Lebensqualität des Kindes? Was tut ihm gut? Welche Behandlung ist sinnvoll? Soll die Therapie begrenzt werden? Und der Eltern? Bedrückende Erfahrungswerte mit den Jahren: „Etwa 30 Prozent der Ehen dieser Eltern mit schwerstbehinderten Kindern in der Endphase ihres Lebens gehen kaputt, die Familie zerbricht an der Situation“, berichtet Janßen. Das Kinderpalliativteam „Sternenboot“ (Janßen: „So haben wir uns nach einem Weiterbildungsseminar genannt. Das hat was mit ‚alle in einem Boot‘ zu tun und ist ganz nah am Himmel.“) kooperiert bei diesen Problemen mit Psychologen und Seelsorgern.

Und wenn der Weg zu Ende ist? Was gehört zum Dableiben? Zulassen? Aushalten? Dr. Gisela Janßen: „Kinder sollen auf jeden Fall kindgerecht informiert werden.“ Sie erinnert sich an viele Gespräche mit Eltern, die sie zu dieser familiären Extremsituation führte. Da gibt es dann Fragen wie „Mami, gehst Du mit mir, wenn ich sterbe?“ Ein sechsjähriger Junge wollte wissen, wie er mit seinen Eltern in Kontakt bliebe. „Die Mutter sagte ihm,

dass sie ein Handy in den Sarg legen würde. Das hat sie auch getan.“ Ein anderes Kind fragte ganz pragmatisch. „Papa, gibt es im Himmel auch Toiletten?“ In Erinnerung geblieben ist der Palliativmedizinerin auch der Satz: „Ich geh in den Himmel und da baue ich für euch ein Haus.“ Janßen: „Ist das nicht eine tolle Vorstellung?“

Intensive Elterngespräche

Es gibt, schon Tage bevor das Ende absehbar ist, intensive Gespräche mit den Eltern. Es geht um behutsame Erklärungen, was geschehen kann oder wird. Ist der Tod eingetreten, wird der Totenschein ausgefüllt, das Kind gewaschen, angekleidet. Auch hier wollen die meisten Eltern dabei sein, mittun. Die Beerdigung wird besprochen. Welche Lieder sollen zum Beispiel gesungen werden? Einmal wollten die Eltern Karnevalslieder: Das Kind war Funkenmariechen gewesen. „Wir wollen es so machen, wie es für die Familie gut ist.“

Die Familien bleiben in der Regel in Kontakt zum Düsseldorfer „Sternenboot“-

Team, oft zehn, zwanzig Jahre. „Vielen fällt es schwer, sich von uns abzunabeln“, berichtet Janßen, „unsere Homepage wird zum Beispiel von der Mutter eines Verstorbenen gepflegt.“

Zur Palliativmedizin gehört zum Beispiel auch eine Tier-gestützte Therapie, nicht nur ein Besuch im Zoo; wenn der zu anstrengend ist gibt es eigene Therapie-Hunde. Die Ärztin erinnert sich an ein kleines Mädchen, die dreijährige Marie. „Von der habe ich ein Foto, da liegt sie ganz relaxed neben einem Hund. Die Palliativmedizin hat auch schöne Seiten, wo man lächeln kann und sich freuen. Wir begleiten Familien auf dem Weg zum Tod. Und wir wollen sie gut begleiten.“

► **Kontakt:** sternenboot@med.uni-duesseldorf.de



LESE-EMPFEHLUNG

Sven Gottschling,
„Leben bis zuletzt:
Was wir für ein gutes
Sterben tun können“,
Fischer Verlag,
München 2016, 272 Seiten,
ISBN 978-3-596-03420-8,
16,99 Euro

„Nudging“: Ein neuer Ansatz der Verbraucherpolitik?

Erkenntnisse aus Verhaltensökonomie und Psychologie

VON PETER KENNING

Das verbraucherpolitische Ziel der Bundesregierung ist ein „verbraucherfreundlicher, transparenter Markt, auf dem sichere und gute Produkte unter fairen und nachhaltigen Bedingungen hergestellt und angeboten werden.“ Um dieses Ziel zu erreichen kann die Verbraucherpolitik verschiedene Instrumente und Maßnahmen ergreifen, und darauf hoffen, dass die Verbraucher die aus politischer Sicht richtigen Entscheidungen treffen.

Wie aber soll die Politik vorgehen, wenn diese Hoffnung enttäuscht wird? Welche gestalterischen Maßnahmen kann sie dann ergreifen, wenn doch ein weiteres Ziel der Bundesregierung in diesem Politikfeld darin besteht, dass „Verbraucher selbstbestimmt entscheiden“ sollen?

Nun, um Verbrauchern einerseits eine möglichst hohe Selbstbestimmung zu ermöglichen andererseits aber auch eine wirk-

same Politik betreiben zu können, wird derzeit ein neuer politischer Ansatz diskutiert, der mit dem Begriff „Nudging“ bezeichnet wird. Dieser Ansatz verwendet verhaltensökonomische und psychologische Erkenntnisse um das Verbraucherverhalten zu beeinflussen. Ziel ist, eine verbesserte Effizienz und Effektivität politischer Strategien und Maßnahmen zu erreichen, ohne dabei die Freiheit des Individuums unnötig zu begrenzen.

Um diese auf den ersten Blick widersprüchliche Zielstellung zu erreichen, entwickelt Nudging verhaltensbeeinflussende Maßnahmen, mit denen die sogenannte Entscheidungsarchi-

Verhaltensbasierte Regulierung

tektur (d. h. der Kontext der Entscheidung) zielgerecht gestaltet wird. Wesentliches Merkmal dieser Maßnahmen ist, dass dem Verbraucher keine Entscheidungsalternativen vorenthalten oder gar verboten werden. Zudem verzichtet dieser Politikstil auf wirtschaftliche Anreize oder Sanktionen und unterscheidet sich so sehr deutlich von steuer- und förderpolitischen Instrumenten. Die wissenschaftlichen Grundlagen für diesen neuen Politikstil, der auch als „verhaltensbasierte Regulierung“ oder gelegentlich auch als „libertärer Paternalismus“ bezeichnet wird, wurden ganz wesentlich von den beiden US-amerikanischen Professoren Richard Thaler und Cass Sunstein entwickelt. Einige wichtige Instrumente und daraus abgeleitete Maßnahmen, die in vielen Ländern bereits zur Anwendung kommen, sollen im Folgenden kurz skizziert werden.

Voreinstellungen und Standards

Die Basis dieses Instruments bildet die Beobachtung, dass Menschen grundsätzlich einen sogenannten Status-Quo-Bias



EC-Automaten sind so programmiert, dass das Geld erst nach der Entnahme der Karte gezogen werden kann.



Foto: istockphoto.com – AdrianHarcu

► Schockbilder auf Zigarettenschachteln: kommunikative Elemente, die Einfluss auf die Verbraucherwahrnehmung haben sollen.

aufweisen. Es ist daher möglich, Entscheidungsarchitekturen so zu gestalten, dass die Verbraucher quasi automatisch die verbraucherpolitisch gewünschten Entscheidungen treffen. Ein Beispiel sind Voreinstellungen von Smart Phones oder anderen elektronischen Geräten, die automatisch die Privatsphäre des Nutzers schützen. Ein anderes alltägliches Beispiel sind EC-Automaten, die so eingestellt sind, dann man das Geld erst dann bekommt, wenn man vorher die Karte herausgenommen hat. Die Wahrscheinlichkeit, dass jemand dann trotzdem noch seine Karte vergisst, ist quasi null.

Informationsflut: Verbraucher fühlen sich oft überfordert

Vereinfachungen

Oft fühlen sich Menschen durch zu viele oder unverständliche Informationen überfordert. Dies bedeutet, dass eine Maßnahme nur dann eine Wirkung erzielen kann, wenn man sie so einfach und verständlich wie möglich formuliert. Diese Erkenntnis hat in der wirtschaftlichen Praxis zum Beispiel im Kontext der vielfältigen Ampelkennzeichnungen einige Konkretisierungen erfahren (z. B. im Energiemarkt).

Gesellschaftliche Normen

Viele Menschen verlassen sich darauf, dass das, was die anderen tun, seine Richtigkeit hat. Insofern kann man durch die Kommunikation des Verhaltens der Mehrheit einen Großteil der Verbraucher dazu bewegen, dieses Verhalten ebenfalls anzustreben. Demzufolge können z. B. im Internet Hinweise darauf, wieviel Prozent der Verbraucher eine bestimmte Information nützlich fanden, verhaltensbeeinflussende Effekte haben. Aber auch Informationen, die dem Verbraucher zeigen, wie seine Position in Relation zu anderen Verbrauchern ist, können wirksam sein. Ein Beispiel hierfür sind Informationen von Stadtwer-

ken, die in einfacher Form den Energieverbrauch des eigenen Haushalts in Relation zu anderen Haushalten in der gleichen Stadt darstellen.

Warnhinweise

Einzigartige und auffällige kommunikative Elemente haben bekanntermaßen einen Einfluss auf die Wahrnehmungs- und Informationsverarbeitungsprozesse der Verbraucher. Insofern können entsprechend designte Hinweise, wie z. B. die aktuell eingeführten Schockbilder auf Zigarettenschachteln wirksam sein. Hier zeigen sich derzeit aber auch die Grenzen des Nudging: Denn viele Raucher kaufen derzeit Etuis für ihre Schachteln so dass die Bilder nicht mehr sichtbar sind.

Erinnerungen und Mahnungen

Die Grundidee dieses Instruments besteht darin, dass durch die regelmäßige Wiederholung von erwünschten Verhaltensweisen entsprechende Lernprozesse initiiert werden können – eine Idee, die aus der Werbewirkungsforschung hinlänglich bekannt ist und nun auch im verbraucherpolitischen Kontext genutzt wird. Ein Beispiel wären Hinweise darauf, dass man noch immer keine Entscheidung im Hinblick auf die Organspendebereitschaft, die Sanierung des Dachbodens oder im Hinblick auf die private Altersvorsorge getroffen hat.

Zusammenfassend lässt sich somit festhalten, dass das Konzept des Nudging verschiedene Erkenntnisse der verhaltensökonomischen und psychologischen Forschung nutzt, um die Effizienz und Effektivität (verbraucher)politischer Interventionen zu erhöhen. In den Ländern, in denen Nudging aber schon länger zur Flankierung verbraucherpolitischer Maßnahmen eingesetzt wird, findet man aber schon heute viele positive Beispiele für dessen Nützlichkeit.

Der Autor, Prof. Dr. Peter Kenning, ist Lehrstuhlinhaber für Betriebswirtschaft, insbesondere Marketing.

208 Examensurkunden und sechs Examenspreise



Foto: Archiv Stabstelle Kommunikation

208 Absolventinnen und Absolventen erhielten am 10. Juni ihre Examensurkunden. Im Rahmen der akademischen Feier wurde für herausragende Leistungen im Studium der Konrad-Henkel-Examenspreis, der Brenntag-Award, der Preis der Stadtsparkasse Düsseldorf, die DICE Consult Awards sowie der Preis der Wirtschaftswissenschaftlichen Gesellschaft Düsseldorf e. V. überreicht.

Verliehen wurden in Betriebswirtschaftslehre 63 Bachelor- und 59 Masterurkunden, in Volkswirtschaftslehre 20 Bachelor- und zehn Masterurkunden sowie in Wirtschaftschemie 29 Bachelor-, 25 Masterurkunden sowie zwei Diplomurkunden.

Henkel-Examenspreis für beste Masterarbeit in BWL

Mit dem **Konrad-Henkel-Examenspreis** für das beste Masterexamen in BWL – dotiert mit 2.500 Euro – wurde Jahrgangsbester Sebastian Schmidt (25) ausgezeichnet. Er hatte seinen Master of Science mit der Gesamtnote 1,46 abgeschlossen. Kirsten Sánchez Marín, Corporate Director Human Resources, Global Diversity & Inclusion der Henkel AG & Co KGaA, überreichte den Preis.

Den **Brenntag-Award** in Höhe von 2.000 Euro, gestiftet von der Brenntag GmbH für das beste Diplom- oder Masterexamen im Studienfach Wirtschaftschemie, erhielt Matthias

Henzgen (25) aus den Händen von Roland Saenger, Geschäftsführer der Brenntag GmbH. Matthias Henzgen hatte sein Masterstudium mit der Note 1,3 abgeschlossen.

Den **Preis der Stadtsparkasse Düsseldorf** für das beste Bachelorexamen Betriebswirtschaftslehre erhielt die 23-jährige Preisträgerin Justine Dohle (Gesamtnote: 1,48). Dr. Stefan Dahm, Stellvertretendes Mitglied des Vorstandes der Stadtsparkasse Düsseldorf, überreichte die Ehrung in Höhe von 1.000 Euro.

Erstmalig wurden die **DICE Consult Awards** von Dr. Susanne Thorwarth, Managing Director von DICE Consult, vergeben. Mit dem Preis für die beste Bachelorarbeit in Volkswirtschaftslehre (dotiert mit 1000 Euro) wurde Robert Gajek (23) ausgezeichnet – Titel der mit 1,3 bewerteten Arbeit: „Ökonomische Aspekte des privaten Schadensersatzanspruchs und der Kronzeugenregelung“.

In seiner Masterarbeit hatte Niklas Fourberg, M.Sc. (26) zum Thema „Let's Lock Them in: Collusion Incentives under Switching Costs“ geforscht. Für diese Arbeit, benotet mit sehr gut (1,3), wurde Niklas Fourberg der mit 2.000 Euro dotierte Preis für die beste Masterarbeit in Volkswirtschaftslehre verliehen.

Mit dem Preis der **Wirtschaftswissenschaftlichen Gesellschaft Düsseldorf e. V. (WiGeD)** in Höhe von 250 Euro wurde Peter Reingen (26) für seine mit 1,0 bewertete Masterarbeit in BWL „Grunderwerbsteuerliche Auswirkungen von Umstrukturierungen im Kapitalgesellschaftskonzern“ von Dr. Bastian Hauschild, Vorstandsvorsitzender der Wirtschaftswissenschaftlichen Gesellschaft Düsseldorf e. V., geehrt.

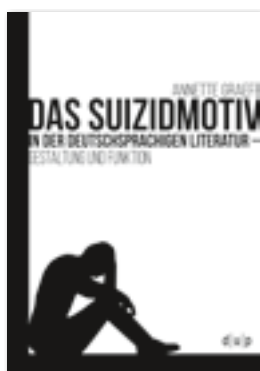
C. G.



Neuerscheinung der „Düsseldorf University Press“

Foto: iStockphoto.com – Designt

Das Suizidmotiv in der deutsch- sprachigen Literatur



► **„Das Suizidmotiv in der deutschsprachigen Literatur – Gestaltung und Funktion“**
von Annette Graefe (Hrsg.)
Düsseldorf 2016,
400 Seiten, Softcover,
ISBN 978-3-95758-031-3,
29,80 €

Ob Werther, Fräulein Else oder Georg Bendemann – zahlreiche literarische Figuren nehmen sich das Leben. Die Studie folgt dem Suizidmotiv durch rund 350 Jahre der neueren deutschsprachigen Literaturgeschichte. Anhand von über 90 dramatischen und epischen Texten wird das breite Spektrum des Motivs hinsichtlich Gestaltung, Darstellung und Funktion erfasst. Erstmals in der Forschung zum Suizid in der Literatur entsteht so eine ausführliche Motivgeschichte.

Das Phänomen der Selbsttötung löst seit jeher widersprüchliche Reaktionen aus. Inwieweit steigen die Autoren in die kontroversen Diskussionen um Für und Wider ein? Beziehen sie mit ihren Texten primär Stellung zum Suizid? Um diese Fragen zu beantworten, geht die Analyse auch auf die außerliterarische Suiziddebatte ein. Von Platon und Augustinus über Immanuel Kant und Émile Durkheim bis hin zu Erwin Ringel und Jean Améry werden die Argumentationen von Theologen, Philosophen, Soziologen und Psychologen beleuchtet. Die gesellschaftliche und juristische Praxis sind ebenfalls Teil der Studie.

Rheumatische Erkrankungen und Schwangerschaft



► **„Rheumatische Erkrankungen und Schwangerschaft. Ein Ratgeber für die Praxis“**
Rebecca Fischer-Betz &
Christof Specker, Düsseldorf 2016,
116 Seiten, Softcover,
ISBN 978-3-95758-035-1,
19,80 €

Ziel in der Behandlung von Menschen mit entzündlich-rheumatischen Erkrankungen ist heute ein Leben ohne Einschränkungen – dies betrifft auch die Familienplanung. Eine Schwangerschaft ist mit erhöhten Risiken für Mutter und Kind verbunden und bedarf einer optimierten Planung. Insbesondere die medikamentöse Therapie ist dabei oft ein sensibles Thema.

Dieses Buch fasst den aktuellen Wissensstand zusammen und soll im klinischen Alltag die Beratung und Betreuung unserer Patienten und Patientinnen unterstützen.

Herausgeber:

Das Rheumazentrum Rhein-Ruhr e.V. (www.rz-rhein-ruhr.de) ist eine Vereinigung aus internistischen und orthopädischen Rheumatologen rund um das Universitätsklinikum Düsseldorf und einer Reihe weiterer renommierter Rheumakliniken und Fachpraxen. Das gemeinsame Ziel ist die bestmögliche Versorgung unserer Patienten in der Region Rhein-Ruhr.

Edens-Preis 2015

Auszeichnung für Dr. Sebastian Temme und PD Dr. Alexander Assmann

Am 8. Juni übergaben die Rektorin der Heinrich-Heine-Universität, Prof. Dr. Anja Steinbeck, und der Sprecher der Geschäftsleitung der Deutschen Bank Düsseldorf, Stefan Märkl, im Beisein von Elfriede Iglar für die Eberhard-Iglar-Stiftung die beiden mit je 5.000 Euro dotierten Preise. **Dr. Sebastian Temme** erhielt den Preis für seine Forschungsarbeit zur Diagnostik früher Thromben, **PD Dr. Alexander Assmann** führte eine Projektserie zur Verbesserung der Biokompatibilität und des möglichst langen Erhalts biologischer Herzklappen- und Gefäßimplantate im Empfängerorganismus durch.

Thromben verursachen eine Vielzahl an Erkrankungen wie z.B. Herzinfarkte, Schlaganfälle, tiefe Beinvenenthrombosen oder Lungenembolien. Insbesondere die Diagnostik früher Thromben, die besonders gut auf eine Therapie ansprechen, ist aber immer noch schwierig. Daher haben Wissenschaftler des Instituts für Molekulare Kardiologie um Sebastian Temme zusammen mit einer Arbeitsgruppe von Prof. Dr. Rolf Schubert an der Freiburger Universität eine neuartige Art der Darstellung entwickelt, bei der die Thromben mit Nanoemulsionspartikeln „markiert“ werden, so dass sie durch Magnetresonanztomographie eindeutig im Körper identifiziert und lokalisiert werden können. Sebastian Temme ist 39 Jahre alt, studierte Biologie in Bonn und wurde dort mit dem Schwerpunkt Immunologie promoviert. Seit 2010 arbeitet er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Molekulare Kardiologie der Medizinischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

Die mit dem Edens-Preis ausgezeichnete Projektserie von Alexander Assmann beinhaltet fünf experimentelle Originalarbeiten, die bereits in renommierten internationalen Fachzeitschriften publiziert wurden. Die Verbesserung der Bioverträglichkeit und damit auch Haltbarkeit kardiovaskulärer Prothesen – für Herzklappen oder Gefäße – spielt insbesondere in unserer alternden Gesellschaft eine zunehmende Rolle. Wiederholte Operationen infolge von Verschleiß der Implantate könnten so vermieden werden. Gemäß den ausgezeichneten Arbeiten können durch bioaktive Veränderung der Prothesenoberfläche dezellularisierte, d.h. durch eine bestimmte Behandlung von Spenderzellen vollständig befreite Prothesen hergestellt werden, die im Empfängerorganismus eine schnelle zelluläre Re-Besiedlung erfahren ohne eine Entzündungsreaktion auszulösen. Privatdozent Dr. Alexander Assmann ist 35 Jahre alt, studierte Medizin an der HHU, wurde 2008 in Düsseldorf promoviert, habilitierte sich im Jahr 2015, ebenfalls in Düsseldorf. Er ist Facharzt für Herzchirurgie und tätig an der Klinik für Kardiovaskuläre Chirurgie des UKD.

Die mit dem Edens-Preis ausgezeichnete Projektserie von Alexander Assmann beinhaltet fünf experimentelle Originalarbeiten, die bereits in renommierten internationalen Fachzeitschriften publiziert wurden. Die Verbesserung der Bioverträglichkeit und damit auch Haltbarkeit kardiovaskulärer Prothesen – für Herzklappen oder Gefäße – spielt insbesondere in unserer alternden Gesellschaft eine zunehmende Rolle. Wiederholte Operationen infolge von Verschleiß der Implantate könnten so vermieden werden. Gemäß den ausgezeichneten Arbeiten können durch bioaktive Veränderung der Prothesenoberfläche dezellularisierte, d.h. durch eine bestimmte Behandlung von Spenderzellen vollständig befreite Prothesen hergestellt werden, die im Empfängerorganismus eine schnelle zelluläre Re-Besiedlung erfahren ohne eine Entzündungsreaktion auszulösen. Privatdozent Dr. Alexander Assmann ist 35 Jahre alt, studierte Medizin an der HHU, wurde 2008 in Düsseldorf promoviert, habilitierte sich im Jahr 2015, ebenfalls in Düsseldorf. Er ist Facharzt für Herzchirurgie und tätig an der Klinik für Kardiovaskuläre Chirurgie des UKD.

Behandlung von Spenderzellen

lung von Spenderzellen vollständig befreite Prothesen hergestellt werden, die im Empfängerorganismus eine schnelle zelluläre Re-Besiedlung erfahren ohne eine Entzündungsreaktion auszulösen. Privatdozent Dr. Alexander Assmann ist 35 Jahre alt, studierte Medizin an der HHU, wurde 2008 in Düsseldorf promoviert, habilitierte sich im Jahr 2015, ebenfalls in Düsseldorf. Er ist Facharzt für Herzchirurgie und tätig an der Klinik für Kardiovaskuläre Chirurgie des UKD.

S.D.



Foto: Wilfried Meyer

► Verleihung des Edens Preises 2015 (v.l.): Prodekan Prof. Dr. Nikolaj Klöcker, die Preisträger Dr. Sebastian Temme, Institut für Molekulare Kardiologie, und PD Dr. Alexander Assmann, Klinik für Kardiovaskuläre Chirurgie, Rektorin Prof. Dr. Anja Steinbeck, Stefan Märkl, Sprecher der Geschäftsleitung, Deutsche Bank, Düsseldorf

Ehrenszenator Udo van Meeteren feierte 90. Geburtstag

Foto: Paul Esser



Ehrenszenator Udo van Meeteren unterstützt die HHU auf mannigfache Weise.

Der Düsseldorfer Ehrenbürger, Ehrenszenator und große Unterstützer der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Udo van Meeteren, feierte am 26. Mai seinen 90. Geburtstag.

Das langjährige Engagement des Ehrenszenators Udo van Meeteren für die HHU ist vielseitig: Zuletzt ermöglichte er mit Hilfe seiner 1980 gegründeten Stiftung den deutschlandweit einzigartigen neuen Masterstudiengang „Kunstvermittlung und Kulturmanagement“, der sich der Kunst- und Kulturszene Düsseldorf zuwendet.

„Haus der Universität“ und „Studium Universale“

Darüber hinaus unterstützte van Meeteren die Universität mit dem 2013 am Schadowplatz eröffneten „Haus der Universität“ bei der Umsetzung der Idee, in der Stadt präsenter zu sein und den Düsseldorfer Bürgern räumlich näher zu kommen. Inhaltlich schließt hier das von ihm ebenfalls mit

gestartete „Studium Universale“ an, das einer Vielzahl von Studierenden sowie Bürgerinnen und Bürgern die Möglichkeit gibt, für sich Neues zu entdecken und zu lernen. Darüber hinaus wirkte er an einer Vielzahl von weiteren Unternehmungen mit, die der HHU zugutegekommen sind.

Seit 2007 Ehrenszenator der HHU

Udo van Meeteren, seit 2007 Ehrenszenator der HHU, wurde am 26. Mai 1926 geboren in Mülheim an der Ruhr geboren. Nach dem Abitur an einem Düsseldorfer Gymnasium studierte er Maschinenbau und Bergbau in Aachen. Nach dem Zweiten Weltkrieg übernahm er in unterschiedlichen Unternehmen der Montanindustrie zum Teil leitende Positionen und von 1959 bis 1980 war er Kommanditist des Bankhauses Trinkhaus & Burkhardt. 1980 gründete er zum 100. Geburtstag seines Vaters die gemeinnützige Stiftung van Meeteren, die mit einem Stiftungsvermögen von derzeit rund 74 Millionen Euro kulturelle Ziele unterstützt.

D.J.

Zsófia Gyarmathy erhielt drupa-Preis 2016

Grammatik-Sonderform der englischen Sprache

Werner M. Dornscheidt, Vorsitzender der Geschäftsführung Messe Düsseldorf, Rektorin Prof. Dr. Anja Steinbeck, Zsófia Gyarmathy, Preisträgerin des drupa-Preises 2016, Doktormutter Prof. Dr. Hana Filip, Institut für Sprache und Information, Prof. Dr. Ulrich Rosar, Dekan der Philosophischen Fakultät und Dipl. Ing. Claus Bolza-Schünemann, Vorsitzender des Aussteller- und Besucherbeirats der drupa und Vorsitzender des Vorstands der Koenig & Bauer AG (v. l. n. r.)



Foto: drupa



Dr. des. Zsófia Gyarmathy wurde in Ungarn geboren. An der Universität in Budapest schloss sie das Masterstudium der Anglistik mit theoretischer Linguistik als Studienschwerpunkt und Zweitfach erfolgreich ab. 2014 wechselte die Sprachwissenschaftlerin an die philosophische Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, wo sie ihre Dissertation unter dem Thema „Achievements, durativity and scales“ im vergangenen Jahr mit Auszeichnung beendete. Dr. Zsófia Gyarmathy unterrichtet als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der philosophischen Fakultät die Fächer formale Semantik und formale Logik, ferner hat sie in den Bereichen Phonetik und Computerlinguistik gearbeitet.

Dr. des. Zsófia Gyarmathy wurde für ihre Dissertation über eine wissenschaftlich bislang nicht hinreichend geklärte grammatikalische Sonderform der englischen Sprache mit dem drupa-Preis 2016 ausgezeichnet. Die drupa zeichnete die 32-jährige gebürtige Ungarin für ihre Dissertation „Achievements, durativity and scales“ (Doktormutter: Prof. Dr. Hanna Filip, Institut für Sprache und Information) aus. Den mit 6.000 Euro dotierten Preis überreichten Claus Bolza-Schünemann (Vorsitzender des Vorstands Koenig & Bauer AG und Vorsitzender des drupa-Komitees), Werner M. Dornscheidt (Vorsitzender der Geschäftsführung der Messe Düsseldorf) und Rektorin Prof. Dr. Anja Steinbeck im Rahmen einer Festveranstaltung am 9. Juni im Düsseldorfer Congress Center Ost während der drupa 2016.

In seiner Laudatio würdigte Claus Bolza-Schünemann die von einer Fachjury für außergewöhnlich erachtete Leistung der Preisträgerin. Neben einer insgesamt überaus beeindruckenden Arbeit sei es Zsófia Gyarmathy gelungen, die Bedeutung von „Achievements“ sowohl für die Semantik wie auch für die Philosophie und Mathematik,

aber auch für die Entwicklung künstliche Intelligenz deutlich zu machen. Ein innovativer Ansatz zur Lösung des wissenschaftlich viel diskutierten und bislang nicht hinreichend gelösten Problems fand die Wissenschaftlerin darin, manche Achievements einer Zeitlupenbetrachtung zu unterwerfen. Auf diese Weise lässt sich auch ein punktueller Sachverhalt als Verlaufsform darstellen. Auf Grundlage dieser Theorie hat die Preisträgerin ein mathematisches Rechen-

Sprechen über Vorgänge

modell entwickelt, mit denen sich Achievements formallogisch sinnhaft erfassen und verarbeiten lassen. Mit ihrer Arbeit habe Zsófia Gyarmathy mehr Klarheit in die englische Sprache gebracht und ein Stück weit den Weg in die technologische Zukunft von Print 4.0 geebnet.

Worum geht es in der Dissertation nun genau? Jede Sprache hat Eigenheiten, die der Wissenschaft Rätsel aufgeben. Um etwa im Englischen über Vorgänge zu sprechen, die sich im Moment

des Sprechens abspielen, bedient man sich der Progressiv- bzw. Verlaufsform, gebildet durch das Anhängen der Silbe -ing an das Verb. „Mary is eating a piece of cake“ – „Mary isst gerade ein Stück Kuchen“ wäre für diese grammatikalische Form ein präsentables Beispiel. Der Zeitpunkt der Äußerung liegt inmitten eines zeitlich ausgedehnten Vorgangs, im vorliegenden Beispiel des Essens.

Nun ist es aber möglich, die Progressivform auch auf Prädikate anzuwenden, die einen unmittelbaren Zustandswechsel beschreiben, wie er in dem Satz „Tom is arriving“ – „Tom kommt

gerade an“ zum Ausdruck gebracht wird. Heißt: Gerade ist Tom noch in der Bahn, aber bald ist er auch daheim. Einen derartigen Zustandswechsel beschreiben Achievements, auch Prädikate genannt, die als Prädikate punktueller beziehungsweise nicht-durativer Ereignisse angesehen werden. Achievements beschreiben also keinen Verlauf! Aber warum stehen sie dann im Progressiv? Unter anderem mit dieser Frage hat sich Dr. Zsófia Gyarmathy in ihrer 2015 beendeten und mit summa cum laude bewerteten Dissertation beschäftigt und Lösungsansätze erarbeitet. V.M.

Prof. Dr. Michael Roden erhielt Ehrendoktorwürde der Universität Athen



Foto: DDZ

► Prof. Dr. Dr. h.c. Prof. Dr. Michael Roden (rechts) und Prof. Dr. George Dimitriadis, Direktor der Medizinischen Klinik der Athener Universität

Der Direktor und Vorstand des Deutschen Diabetes-Zentrums (DDZ), Prof. Dr. Michael Roden, hat die Ehrendoktorwürde der Universität Athen verliehen bekommen. In einem Festakt würdigten Vertreter der Medizinischen Fakultät seine Arbeiten im Bereich der endokrinologischen und diabetologischen Forschung. Das Deutsche Diabetes-Zentrum pflegt seit vielen Jahren einen engen wissenschaftlichen Austausch mit den Kollegen aus Athen.

In Anwesenheit des Rektors und des Dekans der Athener Universität würdigte Prof. George Dimitriadis, Direktor der Medizinischen Klinik, die wissenschaftlichen Leistungen Rodens. In seiner Laudatio betonte er, dass der intensive wissenschaftliche Diskurs hinsichtlich Fragestellungen zu Stoffwechselkrank-

heiten viele Projekte voran gebracht habe. Daraus seien erfolgreiche Kooperationen zwischen der medizinischen Fakultät der Nationalen Kapodistrias-Universität Athen und der Medizinischen Fakultät der HHU entstanden. „Diese Auszeichnung ehrt mich sehr – besonders, da ich diese von der Universität der Stadt der Gründung der Akademischen Lehre erhalte“, erklärte Prof. Roden, Direktor und Vorstand des DDZ, bei der festlichen Feier in Athen.

Prof. Michael Roden ist Professor für Innere Medizin, Endokrinologie und Stoffwechselkrankheiten an der Heinrich-Heine-Universität, Direktor der Klinik für Endokrinologie und Diabetologie des Universitätsklinikums Düsseldorf,

Deutsches Diabetes Zentrum

und Wissenschaftlicher Geschäftsführer des Deutschen Diabetes-Zentrums (DDZ, Leibniz-Zentrum für Diabetesforschung). Seit 2009 ist er einer der Sprecher des Deutschen Zentrums für Diabetesforschung (DZD e. V.) und koordiniert die Deutsche Diabetes-Studie, die Patienten mit neu erkanntem Diabetes untersucht. Ch.B.

ERNENNUNGEN

VOLKSWIRTSCHAFTSLEHRE

Prof. Dr. Paul Heidhues



Foto: privat

Am 29. September 2016 erhielt **Prof. Dr. Paul Heidhues** seine Ernennungsurkunde für das Fach Volkswirtschaftslehre, insbesondere Wettbewerbs- und Verhaltensökonomie. Die Professur ist am Düsseldorf Institute for Competition Economics (DICE) angesiedelt. Paul Heidhues wurde 1969 in Göttingen geboren und studierte Volkswirtschaft (Diplom) an der Universität seiner Geburtsstadt. 1993 erhielt er den Master-Grad an der Universität von Canberra, Australien. Seinen PhD in Economics machte er im Jahr 2000 an der Rice University in Texas, USA und habilitierte sich 2005 an der Humboldt Universität zu Berlin. Der Deutsch-Amerikaner war seit 2010 Professor an der European School of Management and Technology (ESMT) in Berlin und arbeitete zuvor an der Universität Bonn (W2-Professur für Wirtschaftstheorie).

Sein Forschungsinteresse liegt in den Bereichen der Wettbewerbs- und Verhaltensökonomie und der (angewandten) Spieltheorie. Professor Heidhues ist zudem Associate Editor des Journal of Economic Theory. Heidhues beschäftigt sich in seiner Forschung mit den Implikationen verhaltensökonomischer Modelle für Wettbewerbsprozesse und gilt als einer der bekanntesten theoretischen Verhaltensökonom.

Red.

LVR-KLINIKUM

Prof. Dr. Eva Meisenzahl-Lechner

Prof. Dr. Eva Meisenzahl-Lechner führt ist neue Ärztliche Direktorin des LVR-Klinikums Düsseldorf – Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Sie ist Nachfolgerin von Prof. Dr. Wolfgang Gaebel. Die Psychiaterin erhielt auch den Ruf auf den Lehrstuhl für Psychiatrie der Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie der HHU. Am 22. September 2016 wurde Prof. Dr. Eva Meisenzahl-Lechner (54) von Prof. Dr. Anja Steinbeck, Rektorin der Heinrich-Heine-Universität, zur Professorin für Psychiatrie und Psychotherapie ernannt.

Prof. Dr. Eva Meisenzahl-Lechner studierte Medizin in Triest (Italien) und Berlin. Nach dem Studium begann sie ihre Facharztausbildung mit dem neurologischen Facharztjahr im Theodor-Wenzel-Werk Berlin, um dann an die Charité Berlin in die Abteilung für Neuroradiologie sowie im Anschluss an die Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Charité zu wechseln. Im Jahr 1996 ging sie an die Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU). Dort baute die Medizinerin eine umfangreiche Forschungsgruppe im Bereich Bildgebende Verfahren auf und habilitierte sich 2004 über strukturelle magnetresonanztomographische Befunde in der Schizophrenie. Parallel absolvierte Eva Meisenzahl-Lechner ihre Ausbildung zur Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie. Sie wurde 2003 Klinische Oberärztin, später geschäftsführende Personaloberärztin und verantwortete von 2006 bis 2013 die gesamte Lehrorganisation des Medizinischen Curriculums München (MeCuM) ihres Fachgebietes.

In den vergangenen Jahren leitete sie das interdisziplinäre Alzheimer-Gedächtniszentrum der LMU, die Poliklinik und Psychiatrische Institutsambulanz der psychiatrischen Universitätsklinik und gründete das interdisziplinäre Zentrum für Prävention psychischer Störungen CEP, das sie bis zum ihrem Wechsel nach Düsseldorf



Foto: LVR

führte. Seit 15 Jahren bietet sie zusätzlich eine eigene Spezialsprechstunde für psychiatrische Störungen in Schwangerschaft und Stillzeit an. Seit 2010 war sie berufene Universitätsprofessorin an der Psychiatrischen Klinik der Maximilians-Universität München.

LVR

BÜRGERLICHES RECHT

Prof. Dr. Rupprecht Podszun

Am 28. September 2016 erhielt **Prof. Dr. Rupprecht Podszun** seine Ernennungsurkunde für eine W3-Professur für Bürgerliches Recht, deutsches und europäisches Wettbewerbsrecht. Prof. Podszun studierte Jura an den Universitäten Heidelberg, London, München und Genf. 2003 wurde er promoviert, 2005 bis 2007 war er Referent im Bundeskartellamt (Bonn), 2007 bis 2012 war Podszun Senior Research Fellow am Max-Planck-Institut für Innovation und Wettbewerb, München. An der Universität München habilitierte er sich 2012 und wechselte 2013 an die Universität Bayreuth (Lehrstuhl für Bürgerliches Recht, Immaterialgüter- und Wirtschaftsrecht).

Forschungsschwerpunkte von Prof. Podszun, der mehrfach mit Preisen ausgezeichnet wurde (u. a. Preis für gute Lehre des Freistaats Bayern) sind das Kartell- und Wettbewerbsrecht, insbesondere mit Fokus auf die Medien- und Internetbranche, staatliche Wirtschaftstätigkeit sowie das Zusammenspiel von Schutzrechten und Wettbewerb. Daneben forscht er zu Grundlagenfragen des Privatrechts. Prof. Podszun ist Mitherausgeber der Zeitschrift „Wirtschaft und Wettbewerb“ sowie Mitgründer und Mitherausgeber der Zeitschrift „Journal of European Consumer and Market Law“.

R. W.



Foto: privat

Historikertag: Prof. Dr. Eva Schlotheuber neue Vorsitzende

Die Düsseldorfer Historikerin **Prof. Dr. Eva Schlotheuber** wurde auf dem 51. Deutschen Historikertag in Hamburg zur neuen Vorsitzenden des Verbands der Historiker und Historikerinnen Deutschlands (VHD) gewählt.

Eva Schlotheuber studierte in Göttingen und Kopenhagen, promovierte 1994 und habilitierte sich 2003 an der Ludwig Maximilians Universität München. Von 2007 bis 2010 war sie Professorin für Mittelalterliche Geschichte und Hilfswissenschaften an der WWU Münster. Seit 2010 ist sie Professorin für Mittelalterliche Geschichte an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Eva Schlotheuber ist Mitglied der Zentralkommission der „Monumenta Germaniae Historica“ sowie bei unterschiedlichen Kommissionen und Beiräten und Mitherausgeberin der Reihe „Spätmittelalter, Humanismus, Reformation“.

In ihrer Amtszeit wird Schlotheuber die Kluft zwischen der außeruniversitären und universitären Forschung in den Blick nehmen und sich für den wissenschaftlichen Nachwuchs engagieren. Ein weiterer Schwerpunkt ist die digitale Wende

Digitale Wende des Faches

des Faches, deren spezielle Anforderungen stärker in die Ausbildung der Historikerinnen und Historiker integriert werden müssen. Der VHD vertritt die deutsche Geschichtswissenschaft in der Öffentlichkeit. Kernaufgabe des VHD ist die Veranstaltung des Deutschen Historikertages – eine der größten geisteswissenschaftlichen Konferenzen Europas, zuletzt mit 3.800 Teilnehmern auf dem 51. Deutschen Historikertag in Hamburg.

V.M.



Foto: privat

Prof. Dr. Eva Schlotheuber

NACHRUFE

Prof. Dr. Klaus-Günter Klein verstorben

Am 20. März 2016 verstarb Prof. Dr. Klaus-Günter Klein, der seit der Gründung der Fakultät im Jahre 1991 dort als Dozent und seit 1996 auch als Honorarprofessor als Dozent im Fach Rechnungswesen und Wirtschaftsprüfung lehrte.

Für die Studierenden war es in jedem Semester ein ganz besonderes Erlebnis, wenn Klaus-Günter Klein im Rahmen seiner Veranstaltungen, zuletzt zu Unternehmensbewertung und Jahresabschlussanalyse, aus seinen vielfältigen Aufgaben als Vorstandsvorsitzender von Warth & Klein Grant Thornton und auch aus seinem Engagement für den Berufsstand als Vizepräsident der Fédération des Experts Comptables Euro-

péens (FEE), als Mitglied des Verwaltungsrats und später auch als Vorsitzender des Vorstands des Instituts der Wirtschaftsprüfer berichtete. Daneben nahm er sich auch die Zeit, in der wissenschaftlichen Fachdiskussion mitzuwirken: Als Mitherausgeber des Kommentars zu IFRS for SMEs, aber auch als hochgeschätzter Ansprech- und Sparringspartner, der sich immer wieder die Zeit nahm, mit Studierenden und dem Lehrstuhl-Team Forschungsfragen im Accounting zu diskutieren und empirische Projekte tatkräftig zu unterstützen. Er hatte die besondere Gabe, Optimismus, Schaffenskraft und Zuversicht auszustrahlen und auf diesem Weg zu Höchstleistungen zu motivieren. B.E.W.

Prof. i. R. Dr. Hans-Joachim Grabitz verstorben

Die Heinrich-Heine-Universität trauert um Prof. i. R. Dr. Hans-Joachim Grabitz (Psychologie). Er verstarb am 30. September im Alter von 78 Jahren.

Hans-Joachim Grabitz wurde 1937 in Hamburg geboren. Er studierte Psychologie in Hamburg und Mannheim, wo er 1969 promoviert wurde. Am Institut für Experimentelle Psychologie der Heinrich-Heine-Universität lehrte er die Fächer Allgemeine Psychologie (Denken, Lernen und Gedächtnis),

Quantitative Methoden und Sozialpsychologie. In seiner Forschung befasste sich Hans-Joachim Grabitz vorrangig mit Konditionierungs-, Entscheidungs- und Gedächtnisphänomenen sowie mit sozialpsychologischen Fragestellungen. Hans-Joachim Grabitz lag das Wohl der Studierenden sowie seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sehr am Herzen. Diesen widmete er sich in seiner ruhigen und augenzwinkernd abgeklärten Art unermüdlich bis zu seinem Ruhestand im Jahr 2003. Red.

AUSSCHREIBUNG

Forschungspreis 2017 der Dr. Günther- und Imme-Wille-Stiftung

Die von der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf e. V. verwaltete Dr. Günther- und Imme-Wille-Stiftung schreibt hiermit den **Forschungspreis 2017 der Dr. Günther- und Imme-Wille-Stiftung** aus.

Durch die Vergabe dieses Preises sollen gemäß Satzung besondere Leistungen und Forschungsarbeiten, vorrangig von Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern (Altersgrenze 40 Jahre), Anerkennung finden und zugleich gefördert werden. Der Förderpreis ist ausgestattet mit einem Betrag von 10.000 Euro sowie einer Urkunde der HHU

Düsseldorf. Eingereichte Arbeiten sollten in einer Fachzeitschrift mit Fachgutachterbeurteilung veröffentlicht und nicht älter als zwei Jahre sein. Ein ausführlicher persönlicher und

Fachgutachterbeurteilung

wissenschaftlicher Lebenslauf mit Bild sowie eine allgemeinverständliche Zusammenfassung der Forschungsarbeit in deutscher Sprache (eine Seite) müssen beigelegt werden.

Bei der Einreichung von Beiträgen aus Gruppenarbeiten müssen die gewichteten Anteile von Mitautorinnen und Mitautoren nachvollziehbar kenntlich gemacht sein. Arbeiten für die Preisbewerbung sind in deutscher oder englischer Sprache jeweils in vier Exemplaren einzureichen.

Die Bewerbungen müssen bis spätestens **1. Juni 2017** (Datum des Poststempels) im Rektorat der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, z. Hd. Stabsstelle Kommunikation, Universitätsstraße 1, Gebäude 16.11, 40225 Düsseldorf, eingegangen sein. Red.

ERNENNUNGEN

Junior-Professur

- 01.07.2016:** Jun.-Prof. Dr. Esther Florin,
Systemische Neurowissenschaften
- 01.09.2016:** Jun.-Prof. Dr. Matthias Hunold,
Volkswirtschaftslehre, insb. Industrieökonomik
- 20.09.2016:** Jun.-Prof. Dr. Maren Butte,
Theaterwissenschaft/Performance Studies

W2-Professur

- 11.08.2016:** Prof. Dr. Jörg Breitzkreutz,
Pharmazeutische Technologie und
Biopharmazie
- 31.08.2016:** Prof. Dr. Hannah Schildberg-Hörisch,
Volkswirtschaftslehre, insb. Angewandte
Mikroökonomik

- 28.09.2016:** Prof. Dr. Immanuel Halupczok,
Algebra
- 28.09.2016:** Prof. Dr. Maria von Korff-Schmising,
Pflanzen-genetik

W3-Professur

- 22.09.2016:** Prof. Dr. Eva Meisenzahl-Lechner,
Psychiatrie und Psychotherapie
- 28.09.2016:** Prof. Dr. Rupprecht Podszun,
Bürgerliches Recht, deutsches und
europäisches Wettbewerbsrecht
- 29.09.2016:** Prof. Dr. Paul Heidhues,
Volkswirtschaftslehre, insb. Wettbewerbs-
und Verhaltensökonomie

Impressum

Herausgeber:

Stabsstelle Kommunikation
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Redaktion:

Rolf Willhardt (verantwortlich),
Dr. Victoria Meinschäfer, Susanne Dopheide

Druck und Produktion:

van Acken Druckerei & Verlag GmbH
Magdeburger Straße 5, 47800 Krefeld

Gestaltungskonzept, Layout und Satz:

Monika Fastner & zweizeueins – Visuelle Konzepte

Redaktionelle Mitarbeit:

Robin Aust, Christine A. Becker, Susanne Blödgen,
Dr. Arne Claussen, Prof. Dr. Johannes Dietlein, Prof. Dr.
Volker C. Dörr, Paul Esser, Prof. Dr. Dr. h. c. Heiner
Fangerau, Arno Görgen MA, Carolin Grape, Thorsten

Halling MA, Dr. Nils Hansso, Clemens Hess, Michael
Jordan, Dieter Joswig, Prof. Dr. Peter Kenning, Prof. Dr.
Charlotte Kreuter-Kirchhof, Prof. Dr. Stefan Marschall,
Prof. Dr. William Martin, Ivo Mayr, Wilfried Meyer,
Jochen Müller, Lukas Piel, Robin Pütz, Silvia Reimann,
Alexander Schneider, Prof. Dr. Jens Südekum, Prof. Dr.
Barbara E. Weißenberger

Titelbild:

Silvia Reimann

Auflage:

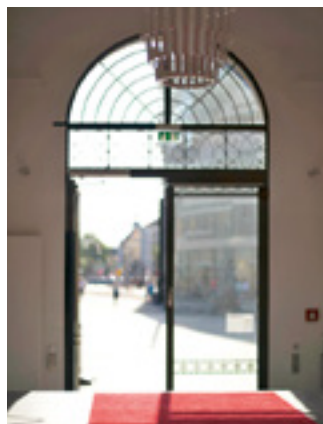
6.000 Exemplare

Anschrift (E-Mail):

Rudolf.Willhardt@hhu.de
Victoria.Meinschaefer@hhu.de

Redaktionsschluss 1/2017:

31. März 2017



Haus der Universität

Das Haus der Universität ist das Veranstaltungs- und Informationszentrum der Heinrich-Heine-Universität mitten in der Landeshauptstadt Düsseldorf. Hier finden sich Möglichkeiten für

- Konferenzen und Workshops
- Vorträge, vor allem zu Wissenschaft und Forschung
- Konzerte und Kulturveranstaltungen
- Informationsveranstaltungen
- Akademische Feiern.

Die Räumlichkeiten werden gerne auch vermietet, vor allem für Veranstaltungen im Kontext von Wissenschaft, Kultur und akademischem Leben.

Das Haus der Universität ist ein historisches Bankhaus im Stadtzentrum von Düsseldorf, das von der Stiftung van Meeteren umgebaut und der Heinrich-Heine-Universität zur Verfügung gestellt wurde.

Neben einem Saal (172 Plätze) mit moderner Audio- und Projektionstechnik gibt es fünf Seminar- und Besprechungsräume für insgesamt 100 Personen sowie Informations- und Kommunikationsbereiche.

Informationen, Programm, Buchungen:

Haus der Universität,
 Shadowplatz 14, 40212 Düsseldorf
 Tel. 0211 81-10345, E-Mail: hdu@hhu.de
www.hdu.hhu.de

Leitung: Prof. Dr. Georg Pretzler **Programm:** Dr. Christoph auf der Horst **Betreuung:** Angelika Kumpernas, Susanne van Putten